Jahrgang 3 (1929) Nr. 7. Als Manuskript gedruckt.

Deutsches Bücherei Elbing

Ostland-Berichte

Auszüge aus polnischen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen

Herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig

Bei Rückfragen ist auf die am Schlusse jedes Artikels stehende Nummer Bezug zu nehmen.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Inhaltsverzeichnis.

Propaganda.

Der polnische Westmarkenverband auf der Allgemeinen Polnischen Landesausstellung in Posen 145

Forschungsergebnisse.

Rudnicki, M. Szeląg und die Grochowe Łąki in Posen nebst einem Zusatz über Wilda 149

Rudnicki, M. Die Vidivarier des Jordanes 151

Politische Fragen.

Srokowski, St. Ostpreußen (Land und Leute) 153

Wirtschaftliche Fragen.

Die Weichsel auf pommerellischem Gebiet 168

Die Bedeutung des Verkehrs über die eigenen (polnischen) Häfen für die Zahlungsbilanz 169

Der Hafen an der Düna 170

Gdingen und Galatz 171

Der polnische Westmarkenverband auf der Allgemeinen Polnischen Landesausstellung in Posen.

Über die Ausstellung des Polnischen Westmarkenverbandes (Z. O. K. Z.)[1], der auf der Allgemeinen Polnischen Landesausstellung in Posen einen eigenen Pavillon hatte, sei an Hand des (polnisch und französisch herausgegebenen) Führers folgendes berichtet:

Vier große Karten (Gesamtpolen, Pommerellen, Posen und Schlesien) unterrichteten über den Organisationsstand des Verbandes am 1. Januar 1929. Der Verband zählte insgesamt 28 156 Mitglieder in 450 Ortsgruppen, davon annähernd die Hälfte (13 432 Mitglieder in 226 Ortsgruppen) in Oberschlesien.

Der Hauptteil der hauptsächlich aus kartographischen Darstellungen größten Ausmaßes bestehenden Ausstellung war, wie weiter nicht verwunderlich, der Frage: Korridor und Ostpreußen gewidmet, und zwar ist die ganze Darstellung im Führer mindestens bewußt unklar gehalten, wenn nicht sogar offensichtliche Fälschungen vorliegen. Das zeigte sich vor allem bei der Karte über den Transitverkehr durch Pommerellen. Hier wurde bildmäßig gegenübergestellt: polnische Eisenbahntransporte 1927 mit 8 700 000 To. — deutscher Transit mit 1 500 000 To.[2]) Die hier angegebene Gegenüberstellung wurde durch ein Zahlenmanöver erreicht, über das begreiflicherweise keine Angaben gemacht werden. Von dem deutschen Gesamtverkehr von 4,2 Mill. To. wurden die Transporte für die Oststaaten abgezogen, wonach die Transporte, die in Ostpreußen verbleiben, 1 700 000 To. betragen. Diese Zahl, der Einfachheit halber auf 1,5 Mill. To. abgerundet, wurde

[1]) Vgl. Ostland-Berichte, Jhrg. 2, S. 25 und Jhrg. 3, S. 29 f.
[2]) Tatsächlich betrug der deutsche Verkehr schon 1927 rund 4 200 000 to (vergl. Ostland-Berichte, Jhrg. 3, Nr. 3, S. 73).

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

dann als „deutscher Verkehr durch den Korridor" dem ahnungslosen Beschauer vorgeführt, und hinzugefügt: „Der im Vergleich . . . fast sechsmal niedrigere deutsche Transittransport zeigt schlagend die Grundlosigkeit der so häufig vorgebrachten deutschen Argumente, als wäre der Besitz Pommerellens unentbehrlich für Deutschland, nicht dagegen für Polen. Das Polentum Pommerellens und dessen wirtschaftliche Bedeutung für den Rest des Staates sind Argumente, denen gegenüber sich die grundlosen deutschen Ansprüche nicht behaupten können." (S. 10.)

Unterstützt wurde diese Karte durch eine zweite, welche den Titel trug: „Stört das polnische Gebiet den Verkehr zwischen Ostpreußen und dem Deutschen Reich?" Diese Karte sollte beweisen, „daß die deutschen Klagen über die angebliche Abgetrenntheit Ostpreußens nicht zutreffend sind". Die Verkehrsmöglichkeiten, die Deutschland zur Verfügung ständen, „überschreiten bedeutend die durch die deutsch-polnische Konvention festgelegten Grenzen", Beweis hierfür sei, daß die Eisenbahnen durch den Korridor heute stärker als vor dem Kriege benützt würden. Ferner heißt es, „Massengüter, die früher aus Deutschand nach Königsberg über See kamen, gehen jetzt zu 60—70 % mit der Eisenbahn durch Pommerellen."

Zwei Statistiken zeigten den „Bevölkerungszuwachs Ostpreußens" in den Jahren 1871—1925. Ergänzt wurden diese durch eine Karte Ostpreußens, die bildmäßig die Verteilung des Bevölkerungswachstums zeigte. Hierzu wird in dem Führer bemerkt, daß diejenigen Kreise, die einen normalen Bevölkerungszuwachs zeigen, „von polnischer Bevölkerung — den Masuren — bewohnt" sind.

Einen Vergleich Ostpreußens mit Polen, den Randstaaten oder dem Deutschen Reich lassen die Verfertiger, sowohl in der Vorkriegszeit als auch heute, zu Ungunsten Ostpreußens ausfallen, und meinen, „man kann annehmen, daß das dauernde Sympton der Entvölkerung Ostpreußens mit der Zugehörigkeit dieses Landes zu dem Deutschen Reich in Verbindung steht".

Die Wirtschaftsfragen wurden an Hand zweier Statistiken erläutert: Die erste zeigte den „Anteil Ostpreußens an der Wirtschaft Deutschlands". Im Führer heißt es hierzu: „In keinem Wirtschaftszweige Deutschlands besitzt Ostpreußen den Anteil, der ihm mit Hinsicht auf seine Gebietsgröße zustehen würde." Die zweite Statistik behandelte „Die Wirtschaftsbilanz Ostpreußens". Hier wird ein Importüberschuß von 3,2 Millionen Tonnen jährlich errechnet! Auch hier findet sich eine auf Propaganda berechnete Bemerkung: Der größe Teil des Imports komme zwar von Deutschland, darauf folge aber sogleich Polen „trotz dem Fehlen des Handelsvertrages. Dieses Symptom zeigt deutlich, wie Ostpreußen wirtschaftlich nach Polen hinneigt." —

Weitere Karten hatten die Verhältnisse Oberschlesiens zum Gegenstand. Es standen sich gegenüber: eine Karte mit den Abstimmungsergebnissen und eine solche mit den deutscherseits erwarteten Ergebnissen. Der im Führer abgedruckte Kommentar ist, wie nicht anders zu erwarten, eine vollkommene Verdrehung der Tatsachen. So wird hier behauptet, es zeige sich, „daß Deutschland ein schlechteres Ergebnis erwartet habe . . . . . Wäre nicht der Terror der deutschen Banden und die ungerechtfertigte Beteiligung der Deutschen aus anderen Teilen des Reiches gewesen, so wäre das Gebiet Polnisch-Oberschlesiens bedeutend vergrößert worden und hätte der nationalen Struktur Schlesiens mehr entsprochen. Gegenwärtig bleiben rund 600 000 Polen auf der deutschen Seite . . . ." Eine graphische Darstellung zeigte außerdem „gegenüber den deutschen Verleumdungen von der angeblichen schlechten polnischen Wirtschaft" die „Entwicklung der oberschlesischen Industrie unter polnischer Herrschaft". Meistens handelte es sich hier um Vergleiche der Jahre 1927 bzw. 1928 mit dem Jahre 1921, die das gewünschte Ergebnis lieferten. Anstelle eingehender Wirtschaftskommentare zieht man es im Führer vor, sich mit dem „Volksbund" zu beschäftigen, der folgendermaßen charakterisiert wird. Er „führt eine eminent destruktive Politik, weckt Mißtrauen gegen die polnische Herrschaft, fördert den Teilgebietsseparatismus und gebraucht dabei öfters Methoden, die mit dem Strafgesetzbuch kollidieren".

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

(Angefügt ist ein Hinweis auf die „notwendige" Gegenaktion durch den Westmarkenverband!)

Das reiche Kartenmaterial enthielt dann noch zwei Karten über die deutsche Minderheit in Polen: 1. eine Siedlungskarte, 2. eine Karte über den deutschen Großgrundbesitz in den westlichen Wojewodschaften. Auch hierzu sind die Bemerkungen des Führers vielfach geradezu falsch. So wird behauptet, der höchste Prozentanteil der Deutschen in einem Kreise betrage 40 %, und zwar werden genannt die Kreise: Zempelburg (Pommerellen), Chodziesen (Posen), Königshütte und Kattowitz (Oberschlesien). Im Anschluß daran heißt es: „Die Mehrzahl der Kreise in Posen und Pommerellen zählt nur wenig über 5 % Deutsche." Unerfindlich ist, woher der Z. O. K. Z. zu folgenden Angaben kommt: „Der Durchschnitt beträgt für die Wojewodschaft Pommerellen 9,37 % Deutsche, für Posen 9,69 %, für Schlesien 20 %."

Es werden aber daran folgende Bemerkungen geknüpft: „Man muß berücksichtigen, daß unter der deutschen Bevölkerung eine beträchtliche Zahl die Optanten darstellen, denen gegenüber die polnische Regierung das ihr zustehende Recht der Aussiedlung nicht angewendet hat. Da der Z. O. K. Z. auf dem Standpunkt steht, daß die Entfernung der Optanten aus dem Gebiet der Republik Polen eine Staatsnotwendigkeit ist im Hinblick auf die politische Rolle, welche sie im Leben der deutschen Minderheit in Polen spielen, so wird er in seinen Bemühungen bei den Regierungsstellen nicht müde werden und die endgültige Erledigung dieser Angelegenheit fordern" (S. 16).

Die Bemerkungen zu der Karte über den „deutschen Großgrundbesitz in den westlichen Wojewodschaften" werden in dem Führer mit dem Satze eingeleitet: „Im Vergleich mit dem zahlenmäßigen Bestande der Deutschen in Polen fällt der unverhältnismäßig große Landbesitz auf". Die angeführte Karte zeige, daß in Pommerellen auf einen Deutschen 6½ mal mehr Land komme, als auf einen Polen, in der ehemaligen Provinz Posen viermal mehr und in Oberschlesien 26 mal mehr, während der Prozentsatz der Deutschen betrage: in Pommerellen 9,37, in der ehemaligen Provinz Posen 9,69 und in Oberschlesien 20,38.

Zu dieser Karte findet sich in der vorliegenden Schrift noch folgende Notiz: „Der deutsche Grundbesitz ist in den Händen der Großgrundbesitzer, welche die Hauptstütze des kriegerischen deutschen Nationalismus bilden. Nur die Durchführung der Agrarreform kann zu einer gerechten Verteilung des Bodens zwischen der deutschen und der polnischen Bevölkerung führen, entsprechend der zahlmäßigen Stärke beider Nationalitäten. Nicht weniger wichtige Resultate können die Wachsamkeit der polnischen Bevölkerung und die organisierte Aktion zwecks Rückkauf aus deutscher Hand haben. Ebenso würde die Durchführung der Liquidation des Eigentums deutscher Staatsbürger, zu welcher der polnische Staat Kraft des Versailler Traktats berechtigt ist, das deutsche Übergewicht hinsichtlich des Besitzes vermindern" (S. 16/17).

Zu den Fragen, welche das gegenwärtige polnische Staatsgebiet betreffen, waren in dem Pavillon ausgelegt: eine achtbändige Sammlung von Protesten, die der Verband gegen die deutschen Revisionsabsichten veranlaßt hat, eine dreibändige Sammlung von Aufrufen und Flugblättern des Verbandes (vornehmlich Oberschlesien betreffend; ergänzt durch Photographien) usw. Schließlich zeigte ein Plakat noch die Bemühungen um Schadenersatz für polnische Bürger, die durch die deutschen Kampfverbände u. a. geschädigt worden seien. Nach den Angaben des Führers hat der Verband nicht weniger als 11 000 Klagen über einen Gesamtbetrag von 80 Millionen Mark bei dem Internationalen Pariser Schiedsgericht veranlaßt.

Außer dieser die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse unmittelbar beeinflussenden Aktion hat der Z. O. K. Z. eine auf weite Sicht berechnete kulturelle Propaganda in sein Arbeitsprogramm gesetzt. Die Angaben hierüber werden mit folgenden Bemerkungen eingeleitet: „Die durch die Reihe der Jahre systematisch betriebene Germanisierung unserer Westmarken hat bis heute ihre Spuren hinterlassen, deren Hinwegschaffung nur auf dem Wege einer ausdauernden kulturellen Aufklärungsarbeit möglich ist."

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Zum Tätigkeitsbereich des Z. O. K. Z. auf diesem Gebiete gehören: die Errichtung von Volksuniversitäten, die schon in acht Städten Pommerellens als Dauereinrichtungen vorhanden sind, ferner Zusammenstellung von Vortragsreihen, die in allen westlichen Wojewodschaften abgehalten werden und endlich die Schaffung von Wandertheatern.

Als wichtiges Resultat dieser Aufklärungsarbeit wird in der vorliegenden Schrift der Rückgang der Eintragungen zu den Minderheitsschulen in Oberschlesien gebucht und dazu bemerkt: „Die Deutschen betreiben eine eifrige Agitation, die durch starke finanzielle Mittel unterstützt wird zu Gunsten der Eintragung von polnischen Kindern in die Minderheitsschulen in Oberschlesien. Jedoch die angespannte nationale Aufklärungsaktion und der Patriotismus des schlesischen Volkes werden über die deutschen Einflüsterungen, die häufig durch materielle Versprechungen unterstützt werden, den Sieg davontragen. Von Jahr zu Jahr fällt die Zahl der zu den deutschen Schulen angemeldeten Kinder. Gegenüber 8649 Kindern, welche im Jahre 1926 zu den Minderheitsschulen eingeschrieben waren, haben sich im Jahre 1928 nur 2926 gemeldet. Im Augenblick, da wir diesen Führer drucken, gehen die Nachrichten über neue günstige Resultate bei den Schuleintragungen für 1929/30 ein" (S. 21).

Ganz besonders stolz ist der Z. O. K. Z. auf eine Einrichtung, durch welche er einen wichtigen Einfluß auf die Jugend ausüben kann: die Ferienkolonien[1]). Seit dem Jahre 1923 verschafft der Z. O. K. Z. polnischen Kindern aus Deutschland, der Freien Stadt Danzig und aus West-Oberschlesien Ferienaufenthalt in Kurorten und auf einzelnen Gütern, in besonders eingerichteten Kolonien. Von der ursprünglichen Unterbringung der Kinder bei Privatleuten ist man fast ganz abgekommen und hatte 1928 schon 83 % der Kinder in geschlossenen Kolonien untergebracht. Dieses Unternehmen, das unter dem Protektorat der Gattin des Staatspräsidenten steht, hat in wenigen Jahren einen starken Aufschwung genommen, sodaß den 436 Kindern des Jahres 1923 im Jahre 1928 schon 13 271 gegenüberstanden.

Bemerkenswert ist, daß diese Ferienkolonien, die eigentlich nur für polnische Kinder, die außerhalb des polnischen Staates leben, bestimmt sind, auch polnische Kinder aus dem polnischen Teil Oberschlesiens aufnehmen. Begründet wird dies damit, „daß auf diese Weise den Arbeiterfamilien eine große Entlastung verschafft und zugleich das nationale Ziel einer erfolgreichen Bekämpfung der deutschen Agitation zu Gunsten der Minderheitsschule erreicht wird". Hinsichtlich der polnischen Kinder aus Deutschland und Danzig wird betont, daß der Aufenthalt in den Ferienkolonien für sie von großer Bedeutung sei, als „nationale Erziehung der künftigen polnischen Generation, welche die Probe des politischen Drucks und der systematischen Germanisierung bestehen soll" (S. 22).

Den letzten Abschnitt der Schrift bildet ein Bericht über die Veröffentlichungen des Z. O. K. Z.: Die Vierteljahresschrift: „Strażnica Zachodnia" (Westwacht) und das alle 14 Tage unter dem gleichen Titel erscheinende Nachrichtenblatt. Ferner wird noch auf die übrigen Veröffentlichungen des Verbandes verwiesen:

Srokowski, Z krainy Czarnego Krzyża (Aus dem Lande des schwarzen Kreuzes),
Srokowski, Wspomnienia z III powstania górnośląskiego (Erinnerungen aus dem 3. oberschlesischen Aufstande),
Kierski, Pomorze polskie (Das polnische Pommern)[2]),
Septimus, Irredenta niemiecka (Die deutsche Irredenta),
Bagiński, Zagadnienie dostępu Polski do morza (Das Problem des polnischen Zugangs zum Meere)[3]).

Im Anhang findet sich ein Auszug aus den Statuten des Verbandes.

[1]) Über die Entwicklung der Ferienkolonien hat der Verband einen ausführlichen Sonderbericht herausgegeben.

[2]) Vgl. Ostland-Berichte, Jhrg. III, S. 59 ff.

[3]) Ein Bericht über dieses Werk wird in Kürze als Heft 3 der „Ostland-Schriften" erscheinen.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Bemerkenswert sind die auf jeder Seite unterhalb des Textes stehenden Schlagzeilen, von denen einige hier in wörtlicher Übersetzung mitgeteilt seien:

„Der Z. O. K. Z. ist die einzige Organisation in Polen, welche einen programmatischen Kampf gegen die deutsche Gefahr führt."

„Es besteht die Notwendigkeit normaler Wirtschafts-Beziehungen zwischen Polen und Deutschland, wie dies das Beispiel der Wirtschaftslage Ostpreußens zeigt. Der Z. O. K. Z. erkennt die Zweckmäßigkeit des Abschlusses eines deutsch-polnischen Handelsvertrages, ruft aber die Öffentlichkeit zur Wachsamkeit gegenüber den deutschen Versuchen auf, die Verhandlungen über den Handel zu politischen Zwecken auszunutzen."

„Gebraucht nicht unnötig die deutsche Sprache, sorgt für polnisches Aussehen der polnischen Städte und Dörfer."

„Der Z. O. K. Z. fordert die Wegschaffung der Optanten aus Polen und die Durchführung der Liquidation des deutschen Eigentums."

[Pawilon Związku Obrony Kresów Zachodnich na Powszechnej Wystawie Krajowej w Poznaniu (der Pavillon des Z. O. K. Z. auf der Allgemeinen Landesausstellung in Posen), Posen 1929. 30 S.] **(56)**

Rudnicki, M. Szeląg und die Grochowe Łąki in Posen nebst einem Zusatz über Wilda.

Der wegen seiner merkwürdigen Namendeutungen mit Recht angegriffene Posener Sprachforscher[1]) setzt sich im neuesten Bande seiner Zeitschrift mit seinen Gegnern auseinander.

Hinsichtlich der „Grochowe Łąki" stimmt der Verfasser den Ausführungen Z. Zaleskis bei, daß diese ursprünglich „Groffowe Łąki" geheißen hätten, benannt nach einem Besitzer Groff, und daß der Name dann durch volksethymologische Anlehnung an das polnische Wort „groch" = Erbse umgestaltet sei.

Den Namen „Szeląg" hatte K. Kaczmarczyk aus dem Namen des Posener Malers Schilling, der aus Weißenburg nach Posen eingewandert ist, hergeleitet. Z. Zaleski verbindet ihn mit dem der Posener Patrizierfamilie Schilling, die einst das Grundstück besessen hat. Der Verfasser ist der Ansicht, daß das deutsche Schilling als „Szylinek" erscheinen müsse, ebenso wie das deutsche Ring als „rynek", das deutsche Viersing als „Wierzynek" auftrete und bemerkt dann: „Die einfachste Konsequenz hiervon sind zwei alternative Folgerungen: 1. Daß der Ortsname Szeląg nichts gemein hat mit dem Namen des Posener Malers, der im 15. Jahrhundert aus Weißenburg nach Posen gekommen ist, in Winiary ansässig war und Hanns Schillingk hieß; 2. oder auch, daß der Ortsname Szeląg im Grunde identisch ist mit dem Namen des besagten Malers, aber im Laufe seines Bestehens in Posen der Umgestaltung in Szeląg aus dem ursprünglichen *Szyling bzw. schon *Szylinek erlag." Der Verfasser will nicht bestreiten, daß die zweite Alternative möglich ist, er fordert aber ihren Beweis durch urkundliches Material, das bisher noch nicht beigebracht sei. Deutschen Ursprung von Ortsnamen will er überhaupt nur dann anerkennen, wenn in den Urkunden die deutschen Formen der Namen genannt sind, wenn weiter sie sich nicht aus polnischem Sprachmaterial erklären lassen, und wenn endlich die lautlichen Veränderungen zwischen den deutschen und den polnischen Formen sich verstehen und begründen lassen. Der Name Szeląg könne nun verbunden werden mit altpoln. szele „Dornen", szelina „Dickicht", auch das Suffix —ąg sei zu verstehen. Dann seien mehrere Möglichkeiten vorhanden: Entweder der Ortsname Szeląg habe schon vor der Ankunft des Malers Schilling bestanden und, durch seine Niederlassung in der Nähe und die Ähnlichkeit der Namen veranlaßt, sei im 16. Jahrhundert eine Vermischung beider eingetreten (1503 wird der Maler Schelang, 1580

[1]) Vgl. Ostland-Berichte, Jhrg. II, S. 92—94.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

die Ortschaft Schiling genannt). Oder der Name des Malers wurde sogleich nach seiner Ankunft in Anlehnung an die Münzbezeichnung von den Polen in Szeląg umgedeutet und die beiden Namen dann miteinander vermischt: „Zum Schluß bemerke ich: 1. Die Herleitung des Ortsnamens Szeląg aus polnischem (lechischem, slavischem) Sprachmaterial macht keine Schwierigkeit; 2. sie wird aber so lange nicht sicher sein, bis nicht die Frage des Namens Schillingk und das Verhältnis dieses Namens zu dem Ortsnamen Szeląg und besonders der Vermischung dieser beiden Namen . . . . vollständig gründlich archivalisch erforscht ist; 3. diese Arbeit könnten Historiker und Archivare ausführen, dabei aber den Sprachforschern die sprachlichen Kombinationen überlassen und sich nicht unnötig bemühen, ihnen Lektionen im Ethymologisieren zu erteilen[1])."

In der Frage des Ortsnamens Wilda hat Dr. Pohorecki auf die Ortsnamen Zamarstynów und Kulparków bei Lemberg hingewiesen. Der Verfasser bemerkt hierzu, daß beide Namen durch das Suffix als Ortsnamen gekennzeichnet seien, danach müsse man, wenn von dem Namen Wilde ein Ortsname gebildet sei, ein *Wildzin oder ähnliches erwarten. Bloße Kaufverträge bewiesen nichts, das würden nur aktenmäßig belegte Namen von Wilda tun, „die an sich Spuren der deutschen Sprache entweder in der Lautgestalt oder im Bau des Namens tragen würden." „Zum Schluß dieser Bemerkungen füge ich hinzu, daß Dr. Felix Pohorecki keine wissenschaftliche Diskussion über sprachliche Tatsachen führen kann, das — wiederhole ich — ist nicht wunderbar, aber wunderbar ist es, das man ihn ausdrücklich davon überzeugen muß, da er nicht selbst auf diesen Gedanken kommt. Was den — übrigens bei einem Archivar verständlichen — Glauben Dr. Pohoreckis an die Akten betrifft, so kann man ihn und alle Menschen versichern, daß z. B. im 10. Jahrhundert v. Chr. Voreltern Dr. F. Pohoreckis mit voller Sicherheit vorhanden waren und zwar sowohl in männlicher wie in weiblicher Linie: der beste Beweis hierfür ist er selbst. In den (archivalischen) Akten aber findet kein Historiker und Archivar einen Beweis hierfür! Ich habe aber schon so viel erreicht, daß die Archivare und Historiker aufgehört haben, sich auf Warschauer[2]) zu berufen! Daß seine Legende ins Wanken geraten ist! Zum Schluß informiere ich Dr. F. Pohorecki, daß er für seine Proteste gegen die Herleitung des Namens Wilda aus dem (lechischen) Stamme *vild— Verbündete gefunden hat und zwar in den „Ostland-Berichten" (herausgegeben von Herrn Dr. W. Recke, Danzig) und in den „Neustrelitzer Heimatblättern" bei Hans Witte. Zweifeln aber muß man, ob diese Verbündeten aus Liebe zur Wahrheit auftraten."

[„Szeląg: Grochowe Łąki w Poznaniu"; in: „Slavia Occidentalis" VIII (1929), S. 436—448.] **(59)**

[1]) Hierzu ist zu bemerken:

1. Es steht historisch fest, daß das heutige Szeląg im 16. Jahrhundert dem Maler Schillingk gehört hat oder daß er dort ansässig war, daß der Maler 1503 Schelang genannt wird — was dem heutigen Szeląg entspricht — und daß das Grundstück 1580 Schiling heißt.

2. Es kann nicht bestritten werden, daß die Herleitung des Namens Szeląg aus polnischem Sprachgut möglich ist.

3. Das Polnische besaß um 1500 bereits das Wort szeląg „Schilling". So besteht die Möglichkeit, daß der Maler Schillingk bei seiner Einwanderung von den Polen Szeląg genannt wurde, und daß das nach ihm benannte Grundstück bald Schilling, bald Szeląg hieß, bis sich die polnische Form endgiltig durchsetzte.

4. Die Herleitung von Szeląg aus polnischem Sprachgut (szele, szelina) würde nur dann sicher sein, wenn sich nachweisen ließe, daß das Grundstück diesen Namen schon führte, bevor Schilling dort ansässig war. Im anderen Falle würde man einen zu merkwürdigen Zufall annehmen müssen, und die Benennung des Grundstückes nach dem Besitzer wäre zum mindesten weit wahrscheinlicher. Volle Sicherheit würde nur dadurch zu erreichen sein, daß festgestellt wird, wie das Grundstück vor dem Jahre 1500 hieß.

[2]) Gemeint ist das von A. Warschauer herausgegebene Stadtbuch von Posen. Posen 1892.

Rudnicki, M. Die Vidivarier des Jordanes.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Die Vidivarii des Jordanes saßen nach Much — worin ihm auch der Verfasser zustimmt — auf den Inseln des Weichseldeltas und bestanden aus Resten ostgermanischer Stämme, die hier eine Zuflucht gesucht hatten („Vor wem hatten sie eine Zuflucht gesucht?“ fragt hierzu der Verfasser) und in einen neuen Verband eingetreten waren. Der Name ist nach Much germanisch und bedeutet „Waldbewohner“, zu germ. widu— „Wald, Holz, Baum“. Nach M. Schönfeld ist er „eine hybride Bildung: ein baltogermanischer Name“ im Hinblick auf lett. Widsemme. Den Verfasser wundert es, daß bisher noch niemand versucht hat, den Namen aus dem Lechischen zu deuten, da in der Zeit nach dem Abzug der Germanen im Weichseldelta Lechen gesiedelt hätten, und ferner, daß weder Much noch Schönfeld[1]) das im Weichseldelta und in den benachbarten Gegenden vorhandene sprachliche Material herangezogen hätten: „Dem gegenüber muß man bemerken, daß die heldische Walhalla[2]) unzweifelhaft eine anziehende Erscheinung ist, aber im gegebenen Zusammenhange muß man zuerst erwägen, ob sich der Name nicht an den gewöhnlichen örtlichen Elementen erklären läßt.“ Nach Meinung Rudnickis sind nur unzweifelhaft verwandte Namen die kaschubischen Widlino (Fidlin, Kr. Karthaus), Widna Góra (Abbau zu Podjaß, Kr. Karthaus), Widnica (Abbau zu Schoppa, Kr. Karthaus), Widno (Abbau zu Laska und zu Zwangsbruch, Kr. Konitz), Widowo (Abbau zu Koslinke, Kr. Putzig), die zu der vorlechischen Wurzel */s/veid— gehören, sondern auch die Ablautsform *(s)-vid— vorkommt. „Es ist vollständig methodisch begründet, altes sprachliches Material vor allem mit dem Material zu vergleichen, das an derselben Stelle in späteren Zeiten vorkommt[3]) und das aus diesem Grunde sicherer ist, als die uralten, häufig unvollkommenen Aufzeichnungen. Wenn dann historische Daten vorhanden sind, denen alle zu glauben scheinen, daß die Vidivarii im Weichseldelta wohnten, so eignen sich Namen von derselben Wurzel, die in der Nachbarschaft des Weichseldeltas bzw. in ihm selbst auftreten, vor allem zur Aufklärung des unklaren alten Namens. Wenn das nicht gelingt, kann man nicht zu sehr entfernte lettische bzw. finnische Wörter heranziehen und erst ganz zuletzt germanische[4]) besonders sagenhafte.“

Solche Namen sind nach dem Verfasser die der Weichsel und des Strießbachs[5]): „Es liegt also aller Grund vor, zu urteilen, daß der Stamm Vidi— im Namen Vidi-warii derselbe Stamm ist, der sich in der unmittelbaren Nachbarschaft dieses Volkes, ev. auch auf Gebieten, auf denen es verweilte, zeigt.“ Die Endung —varii ist nach dem Verfasser germanisch, der Stamm aber ist „lechisch, pomoranisch, polnisch“[6]): „Daraus würde hervorgehen, daß, wenn die Vidivarii wirklich Misch-

[1]) Gemeint ist dessen „Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen“, Heidelberg 1911.

[2]) Gemeint ist Muchs Heranziehung des gotischen Eigennamens Vidigoia. (Reallexikon der german. Altertumskunde, IV, 418.)

[3]) Aber doch nur dann, wenn 1. das heranzuziehende moderne Material unzweideutig klar ist und man 2. wahrscheinlich machen kann, daß es aus annähernd derselben Zeit stammt, wie das zu erklärende alte.

[4]) Warum lettische und finnische Wörter bei der Erklärung von Namen im Weichselgebiet den Vorrang haben sollen vor germanischen, ist ein Geheimnis des Verfassers und wohl nur in seiner Abneigung gegen alles Germanische begründet.

[5]) Rozwadowskis Anknüpfung des Namens Wisła, alt Vistla, an den Stamm veis— ist noch immer nicht widerlegt, wenn die daneben überlieferte Form Visula nicht (was ziemlich unwahrscheinlich ist) eine bloße Latinisierung von Visla ist, ist sie sogar die einzig mögliche! Auch für den Namen des Strießbachs ist der Stamm veid— vid— durchaus nicht sicher.

[6]) Warum? Der Umstand, daß das Lechische einen Stamm vidi— besitzt (vorausgesetzt, daß dem wirklich so ist!), beweist doch nicht, daß in Vidi-varii nicht der germanische Stamm vidu— steckt.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

linge aus verschiedenen Völkern[1]). waren, sie aus Germanen, Lechen und Altpreußen bestanden. Daraus aber, daß ihr Name im Stamme lechisch ist, scheint hervorzugehen, daß in der Zeit seiner Bildung und seines Bestehens das ethnisch-sprachliche Übergewicht die Lechen besaßen. Sie assimilierten sich auch sicher sowohl die dort gebliebenen Germanen wie die Altpreußen. Diese Folgerung scheint daraus hervorzugehen, daß der in ihrem Namen steckende Stamm sich bis zum heutigen Tage sowohl im Weichseldelta wie in seiner unmittelbaren Nachbarschaft erhalten hat[2]). Dagegen gewannen in dem unfernen Elbing, d. h. auf seinem Gebiet, augenscheinlich die Germanen das Übergewicht, da der germanische Ausdruck sich dort siegreich erhalten hat[3])."

Die Bedeutung des i-Stammes vidi— war nach dem Verfasser „Feuchtigkeit, feuchtes Land, austrocknendes Bruch, Überflutungsgebiet eines Flusses": „Solche Bezeichnung passte für das Weichseldelta besonders in jenen Zeiten." Demnach bedeutet Vidi-varii für ihn: „Bewohner von Sümpfen, Überflutungsgebieten an Fluß und Meer".

„Da alle Derivate (des Stammes veid— vid—) zusammen mit dem Namen Wisła l e c h i s c h e n Charakter haben, liegt aller Grund vor, zu behaupten, daß auch der Stamm *Vidi— im Namen Vidi-varii lechischen Herkommens ist und demnach Zeugnis von dem Lechentum[4]) seiner Vertreter bzw. Eigentümer ablegt" . . . „Die Ethymologie des Namens Vidi-varii ist ein weiteres neues Argument zu Gunsten der Ansässigkeit slavischer bzw. lechischer Stämme an der Weichselmündung und der Οὐενεδικός κόλπος (Uenedikos kolpos) des Ptolemäus nimmt immer mehr das Merkmal einer tatsächlichen, zutreffenden Information an."

[Vidivarii Jordanesa; in: „Slavia Occidentalis", Bd. VIII (1929), S. 412—419.] **(54)**

---

[1]) Die „diversae nationes" des Jordanes brauchen doch nicht Germanen und Nichtgermanen zu sein, man kann auch an eine Mischung aus Goten, Rugiern, Burgundern und anderen Germanen denken.

[2]) Das wäre vielleicht richtig, wenn sich der Name des Stammes selbst erhalten hätte, das bloße Vorkommen des Stammworts beweist nichts.

[3]) Der Verfasser scheint anzunehmen, daß der Name Elbing aus derselben Zeit stammt, aus der der Name Vidivarii überliefert ist. Für die damalige Zeit kommen aber an der Weichsel nur Ostgermanen in Betracht, und diese hatten den in Elbing erscheinenden Umlaut nicht.

[4]) Es müßten merkwürdige Lechen gewesen sein, die sich einen Namen aus einem lechischen Stamme mit germanischem Suffix gebildet hätten! Daß der Name aber eigenes Fabrikat des Jordanes oder seines Informators war, wie der Verfasser annehmen möchte, wäre erst recht merkwürdig.

Wenn Rudnicki darin Recht haben sollte, daß Vidi— der Name der Weichselinseln war (bewiesen ist das noch nicht und noch weniger der lechische Ursprung dieses Worts!), so müßte man immerhin wegen des germanischen —varii die Vidivarii-„Vidi-Bewohner" als Germanen ansehen.

Srokowski, St. Ostpreußen (Land und Leute).

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Das vorliegende Werk[1]) — ein Buch von 191 Seiten Umfang — ist im Wesentlichen ein Wiederabdruck einzelner Aufsätze, welche der Verfasser seit dem Jahre 1925 in verschiedenen polnischen Zeitschriften veröffentlicht hat. Nur zwei Aufsätze („Die Oberflächengestalt Ostpreußens" und „Charakteristik des ostpreußischen Flußnetzes") sind bisher noch nicht gedruckt gewesen.

Über die Person des Verfassers braucht hier nichts mehr gesagt zu werden, da er den Lesern der „Ostland-Berichte" schon bekannt ist[2]). Es ist der in Königsberg tätig gewesene polnische Generalkonsul.

Die Schrift setzt sich aus folgenden Aufsätzen zusammen:

1. Die geographische Individualität Ostpreußens (S. 11), abgedruckt in der Zeitschrift „Przegląd Geograficzny" (Geographische Rundschau), Bd. VIII (1928).
2. Ein Blick auf die Oberflächengestaltung Ostpreußens (S. 37 ff.), bisher unveröffentlicht.
3. Charakteristik des ostpreußischen Flußnetzes (S. 49 ff.), ebenfalls bisher unveröffentlicht.
4. Drei Expansionen und Ostpreußen (S. 78), abgedruckt in der Zeitschrift „Droga" (Der Weg), 1925.
5. Die ostpreußische Enklave. — Einige Bemerkungen über Geschichte, Stimmungen und wirtschaftliche Lage (S. 86), abgedruckt in der Zeitschrift „Strażnica Zachodnia", 1925[3]).
6. Die wirtschaftlichen Sorgen Ostpreußens und das polnische Pommerellen (S. 99), abgedruckt in „Strażnica Zachodnia", 1925.
7. Königsberg einst und jetzt (S. 111), abgedruckt in der Zeitschrift „Przegląd współczesny" (Zeitgenössische Rundschau), März 1928.
8. Elbing (Vergangenheit und Gegenwart) (S. 128), abgedruckt in „Strażnica Zachodnia", 1927.
9. Marienburg (S. 140), abgedruckt in „Strażnica Zachodnia", 1926.
10. Frauenburg (Der Ostsee-Wawel) (S. 154), abgedruckt in „Strażnica Zachodnia", 1926.
11. Allenstein. — Die Hauptstadt des polnischen Ermlandes (S. 162), abgedruckt in „Strażnica Zachodnia", 1928.
12. Heilsberg, die Perle des Ermlandes (S. 174), abgedruckt in „Strażnica Zachodnia", 1928.
13. Resumé (in französischer Sprache) (S. 187—189), behandelt vornehmlich die geographische Individualität Ostpreußens.

Der erste Aufsatz über „Die geographische Individualität Ostpreußens" soll erweisen, daß Ostpreußen, — als geographisches Individuum behandelt, „nicht zu viele natürliche Bindungen an das Gebiet des deutschen Reiches, dagegen alle möglichen an die baltischen Länder hat und so einen Teil Osteuropas . . . bildet" (S. 11). Der Versailler Vertrag habe durch die getroffene Lösung „unwillkürlich die geographische Sonderstellung dieses Landes gezeigt". Die vom Verfasser angeführten Argumente (geologische, hydrographische, klimatische Verhältnisse, Pflanzenwelt und Wirtschaft Ostpreußens) sollen erweisen „einerseits die . . . Besonderheit der physischen Struktur Ostpreußens gegenüber den Restgebieten des Deutschen Reiches . . ., andererseits . . ., daß der Teil der Ostseeküste zwischen dem unteren Njemen und der unteren Weichsel ebenso geeignet ist, um dort einen besonderen Staat zu schaffen, wie es anderswo, bezüglich eines deutschsprachlichen Gebiets, z. B. Österreich, der Fall war" (S. 12). Kurz darauf heißt es dann: Ostpreußen,

[1]) Srokowski sandte das Werk dem früheren Oberpräsidenten von Ostpreußen, v. Batocki, zu, den er mehrfach als Kronzeugen für seine Behauptungen in Anspruch nimmt. Die Abwehr gegen diese Versuche Srokowskis führte zu einer interessanten Polemik, die in der Zeitschrift „Der junge Osten" (Königsberg), 1929, Nr. 4, 7, sowie 8/9 veröffentlicht worden ist.

[2]) Vgl. Ostland-Berichte, Jhg. I, S. 21 und 37 f.

[3]) Die „Strażnica Zachodnia" (Westwacht) ist das Organ des polnischen „Westmarkenvereins" (Z. O. K. Z. = Związek Obrony Kresów Zachodnich).

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

„um in den Worten der deutschen Geographen . . ., die auf die benachbarten baltischen Staatsgebilde, Litauen, Lettland, Estland und Finnland, angewandt werden, zu reden, ist ein „Randstaat" wie diese, der nur aus allgemein-deutschen Gesichtspunkten heraus in das Gefüge des Deutschen Reiches eingegangen ist, und dem die Möglichkeit genommen wurde, über seine Geschicke selbst zu bestimmen" (S. 12).

Nach Meinung Srokowskis muß Polen sich dieser derart benachteiligten Provinz annehmen: „Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß diese Schädigung Ostpreußens, ganz abgesehen davon, ob sie zur Zeit durch weite Kreise in Ostpreußen verstanden und empfunden wird oder nicht, in hohem Maße auch das benachbarte Polen interessiert, denn Ostpreußen ist Polens Meeresküste" (S. 12).

Polen will also Ostpreußen auch gegen dessen Willen glücklich machen, indem es dieses aus der „unnatürlichen Verbindung" mit dem Deutschen Reiche löst!

Auch die Betrachtung der geologischen Verhältnisse muß Srokowski dazu dienen, die Besonderheit Ostpreußens gegenüber dem übrigen Deutschen Reich und seine Zugehörigkeit zu den baltischen Randstaaten zu erweisen. Und ebenfalls in der gleichen Richtung bewegen sich die Ausführungen über die klimatischen Verhältnisse. Außerdem aber glaubt er aus ihnen Schlüsse auf die Art der Besiedlung Ostpreußens ziehen zu können:

„Eine Kolonisation, — im Sinne einer elementaren Bewegung —, auf die sich Deutschland so gern zu berufen pflegt, um ihr in Osteuropa, besonders aber an der Ostseeküste, eine Menge zivilisatorischer Verdienste zuzuschreiben, fand hier eigentlich niemals statt[1]). . . . Die deutsche Bevölkerung wurde vorwiegend aus den örtlichen Volkselementen durch Zwang und unerhörten nationalen Druck geschaffen. Denn die wenig gastlichen . . . . . Gebiete der frostigen, windigen und feuchten preußischen Lande konnten die westdeutschen Ansiedler nicht locken, ebensowenig wie sie die öden Sandgegenden der Kaschuben anzogen, ... die masurischen Höhenzüge mußten, um überhaupt Bewohner zu finden, trotz der langjährigen Herrschaft der Kreuzritter und Preußens, überhaupt auf den deutschen Ansiedler . . . . . verzichten" (S. 20). Anders sei es mit dem Kaufmann an der wärmeren Küste bei Königsberg, Elbing usw. gewesen, „der vielleicht einen Grund . . . . für seinen Aufenthalt in dem weiß Gott wem entrissenen Lande hatte".

Die Ausführungen über die Hydrographie Ostpreußens sind sehr kurz. Hier weiß der Verfasser nämlich nichts weiter vorzubringen, als daß mit Ausnahme Finnlands und eines Teils Polens sämtliche Ostseeländer ihre Wassermengen zur Ostsee senden. Außerdem bemerkt er: „andere Beweise für die Nichtexistenz einer Besonderheit in hydrographischer Hinsicht gegenüber den anderen baltischen Ländern liefern die Seen" (S. 24).

Der Abschnitt über die Bevölkerung ist naturgemäß besonders ausführlich. Auch hier sucht Srokowski seine Analogien für die dünne Besiedlung Ostpreußens (1910: 56 Einw. pro qkm) nicht in Deutschland oder Polen, sondern in Litauen (38 Einw.), Lettland (28) oder gar Estland (24). Es scheint ihm überhaupt nicht in den Sinn zu kommen, daß z. B. Pommern fast die gleiche Ziffer aufwies (1910: 56,6).

Mit besonderem Nachdruck betont er die geringe Vermehrung der ostpreußischen Bevölkerung[2]), für die er vier Gründe anführt: 1. die natürliche Armut des Landes, 2. das rauhe Klima, 3. die unnatürliche politische Verbindung

---

[1]) Von uns gesperrt. (Red.)

[2]) Wenn der Verfasser hier anführt, daß zur Zeit der Schlacht von Tannenberg, Anfang des 15. Jahrhunderts, dieses Gebiet rund 700—750 000 Einwohner zählte, so gerät er dabei unwillkürlich in Widerspruch zu früheren Ausführungen. Vorher hatte er betont, daß man hier überhaupt nicht von einer Kolonisation reden könne; jetzt berichtet er von 350 000 Deutschen und 220 000 Preußen (neben kleineren Völkersplittern). Sollten diese 350 000 schon alles eingedeutschte „örtliche deutsche Volkselemente" sein?

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Ostpreußens mit dem Reich[1]), 4. die Agrarverhältnisse des Landes (S. 26).

Diese „unnatürliche polnische Verbindung" wird eingehend behandelt, sie bedeutet nämlich für unseren Verfasser: „administrative, politische und soziale Verbindung eines ausschließlich agrarischen Gebietes mit einem hochindustriellen Gebiet[2])". Die Folge davon sei die Auswanderungstendenz, ferner aber: „dieser Umstand rächt sich an Ostpreußen dadurch, daß dank dieser Rolle als abgelegene und unselbständige deutsche Provinz, der größte Schatz, ... die Küstenlage des Landes . . . unausgenützt bleibt. Und unausgenützte Schätze wirken stets anreizend, dauernd faszinieren sie sowohl den Besitzer als auch die Nachbarn. Darin liegt gewissermaßen die internationale Bedeutung des ostpreußischen Problems, das früher oder später . . . . gelöst werden muß[3])" (S. 27).

Politisch und historisch sei Ostpreußen heute „der Grundriß eines verklungenen großen Eroberungsplans, der unvollendet von denen gelassen worden ist, die ihn begannen," nämlich der Idee eines Randstaatenblocks unter deutscher Führung. Nach dem Scheitern dieser Pläne seien „die größten Feinde des deutschen Ostpreußens die Deutschen selbst, die dieses Land hartnäckig als Provinz in ihren Händen festhalten, und zwar sowohl aus Prestige-Gründen als auch in Hinsicht auf die Möglichkeit politischer Komplikationen in Osteuropa." Daher rühre die bedrängte wirtschaftliche Lage der Provinz, für die man aber auf deutscher Seite immer die „Abschnürung Ostpreußens durch den polnischen Korridor" ins Feld führe, während gerade v. Batocki (Zitat!) diese Ansicht bekämpfe.

Bei der Behandlung der Agrarverhältnisse Ostpreußens versucht Verfasser an Hand einiger Zahlenbeispiele zu erweisen, daß eine größere Bevölkerungsvermehrung vornehmlich von der Durchführung der Agrarreform abhänge. Nachdem die Agrarreform in den Randstaaten kurz skizziert worden ist, zeigt S. demgegenüber die Besitzverteilung in Ostpreußen. Während z. B. in Lettland jeder achte Einwohner selbständiger Grundbesitzer sei, sei in Ostpreußen erst jeder zwölfte Einwohner Eigentümer von Grund und Boden oder sonst selbständiger Landwirt, „der Rest der Dorfeinwohner bildet eine ungeheure Menge von Landlosen mit ihren Familien, die beinahe eine halbe Million Köpfe umfassen . . . ." (S. 30).

Bei der Behandlung der rassenmäßigen Zusammensetzung der ostpreußischen Bevölkerung versucht Verfasser ebenfalls zu „beweisen", daß „in anthropologischer Hinsicht Ostpreußen noch stärker mit den Ländern am Ostrande der Ostsee verbunden ist" (S. 31). Allerdings verwickelt sich der Verfasser auch hier wieder in starke Widersprüche, so wenn er sagt: „Trotz der früheren ungeheuren Ausrottung durch deutsche Hinzukömmlinge drückt dieser Typ[4]) der Erscheinung der ostpreußischen Bevölkerung den entscheidenden Stempel auf." Während der Verfasser vorher behauptet hatte, die Urbevölkerung

[1]) Von uns gesperrt. Srokowski polemisiert in einer Anmerkung zu diesem Punkt gegen das Buch von A. Dix, „Politische Geographie", das im Wesentlichen nur eine Apologie der deutschen Expansion in den Osten darstelle.

[2]) Diese Behauptung trifft in keiner Weise zu, weder für die Lage vor dem Kriege noch nachher. Vor dem Kriege waren die Ostpreußen benachbarten Gebiete, der heutige Korridor und mittelbar die Provinz Posen, ebenfalls ausgesprochen agrarische Gebiete. Sie bildeten aber für Ostpreußen eine erwünschte Ergänzung, indem sie Austausch und Überleitung der ostpreußischen Produkte auf den Gebieten von Landwirtschaft und Viehzucht nach den stärker industrialisierten binnendeutschen Gebieten ermöglichten. Und auch heute liegen westlich des Korridors die fast rein agrarischen Gebiete von Ostpommern und der Grenzmark Posen-Westpreußen.

[3]) Hier deckt der Verfasser mit erstaunlicher Deutlichkeit die aggressiven Absichten Polens gegenüber Ostpreußen auf.

[4]) Dieser Typ wird folgendermaßen beschrieben: kurzschädlig, brünett, starker breiter Nacken, breite Brust, längerer Rumpf mit etwas kürzeren Armen und Beinen . . . (S. 31).

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Ostpreußens sei durch die Deutschen ausgerottet worden, so läßt er sie jetzt wieder erscheinen, indem er erklärt: „das ist die altpreußische Bevölkerung, die von den germanischen Eroberern sprachlich, aber nicht rassisch vernichtet wurde . . . .“ (S. 31). Nicht genug damit, nimmt Srokowski jetzt Ostpreußen auch noch für eine slavische Bevölkerung, die „Urslaven“ oder „Ostrasse“ in Anspruch: „. . . zwischen den masurischen Sümpfen, Seen und Wäldern erhielten sich die von Süden eingeströmten urslavischen Elemente, während sie anderswo anderen Typen[1]) das Feld räumen mußten. Ostpreußisches Terrain der rassenmäßigen „Urslaven“ ist Masuren.

Und schließlich müssen auch noch die ausgestorbenen Kuren dem Verfasser helfen, seine Ansichten von der ethnographischen Besonderheit Ostpreußens zu stützen, allerdings muß er selbst zugeben, „was von den „ostbaltischen[2])“ Rassenelementen sich in Ostpreußen bis zum heutigen Tage erhalten hat, ist schwierig zu sagen . . . .“ (S. 32)[3]).

Die Schlußausführungen dieses Aufsatzes sind der Siedlungsstruktur Ostpreußens gewidmet (S. 33 ff.). Hier stellt der Verfasser ein allmähliches Vordringen der Einzelhöfe gemäß der fortschreitenden inneren Kolonisation fest, d. h. „auch in dieser Hinsicht ist Ostpreußen ein typisch baltisches Land. Denn der Einzelhof überwiegt in Lettland und im Żmudź[4]), gegenwärtig auch in Estland“ (S. 32)[5]). Das ostpreußische Angerdorf[6]) sei ein Erbe der alten Preußen, deren germanisierte Nachkommen die vielfach von den Bodenverhältnissen bestimmte Bauweise beibehalten hätten. Weitere Typen seien der Weiler und das Haufendorf, — beide als Produkt der deutschen Kolonisation. Sie seien am meisten in der Küstengegend verbreitet; die in dem Streifen von Insterburg bis Lötzen vorhandenen seien jüngeren Datums.

Damit sind die Ausführungen des Verfassers erschöpft, da es anscheinend doch zu schwer fällt, auch hier, in der Frage der Siedlung Ostpreußen zu einem „Randstaat“ zu machen. Dafür wendet sich der Verfasser nunmehr den Städten Ostpreußens zu. Hier gilt das Gleiche wie das bei der Bevölkerung allgemein Gesagte. Srokowski stellt den Prozentsatz der städtischen Bevölkerung Ostpreußens (33 %[7]) dem Satz für Preußen mit 61,5 % gegenüber und kommt dann natürlich wieder zu einer neuen Stütze seiner These: „das ostpreußische Gebiet ist nicht mit dem Reich, sondern mit den ostbaltischen Ländern verbunden“. Beweise dafür seien: Lettland mit 29,4 % städtischer Bevölkerung, Polen mit 25,6 %[8]). Auch die Ausführungen über die Entwicklung der ostpreußischen Städte dienen nur dazu, um auf die angeblich verfehlte Politik, die Ostpreußen von seinem polnischen Hinterlande fernhalte, hinzuweisen. Die Aussichten für eine Verdichtung der ostpreußischen Bevölkerung durch Industrialisierung beurteilt der Verfasser sehr gering, um demgegenüber abschließend zu betonen: „im übrigen sind nicht hier die Grundlagen für Ostpreußens Größe und Glanz zu suchen. Der Schatz des Landes ist . . . . . seine unvergleichliche und ungenützte geopolitische Lage“ (S. 36)[9]).

[1]) Gemeint ist der nordische und der preußisch-litauisch-lettische Typus.

[2]) Verfasser verweist hier auf Hans F. K. Günther, der die ostbaltische Rasse, ähnlich wie die Ostrasse, als den zentralasiatischen Elementen nahestehend ansieht.

[3]) Man kann nur fragen, wie sich der Verfasser dazu stellen würde, wenn man von deutscher Seite versuchen würde, seine Methoden auf polnische Gebiete anzuwenden?

[4]) Pol. Bezeichnung für Samaiten.

[5]) Daß diese Siedlungsweise von den deutschen Einwanderern mitgebracht sein könnte, kommt für Srokowski gar nicht in Frage!

[6]) Diesen Ausdruck übernimmt Srokowski von B. Zaborski. (Vgl. Ostland-Berichte, Jhg. II, S. 104 ff.)

[7]) Richtiger wäre für die Nachkriegszeit 39 %.

[8]) Auch hier werden die naheliegenden Zahlen für Pommern (46 %) oder Grenzmark Posen-Westpreußen (37 %) nicht erwähnt.

[9]) Was der Verfasser hiermit meint, dürfte klar sein, es ist das „ceterum censeo“: Ostpreußens „Größe und Glanz“ kann nur bei Ausnützung dieser geopolitischen Lage verwirklicht werden, d. h. bei einer Verbindung mit seinem südlichen Nachbarn, eben Polen!

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Die beiden folgenden Aufsätze: „Ein Blick auf die Oberflächengestaltung Ostpreußens“ (S. 37—47), sowie „Charakteristik des ostpreußischen Flußnetzes und seine Bedeutung für das Land“ (S. 49—77) bieten im Wesentlichen nur eine sachliche Schilderung des tatsächlichen Zustandes auf Grund ausgiebiger Benutzung der vom Verfasser zitierten deutschen Literatur.

Es folgt der Aufsatz „Drei Expansionen und Ostpreußen“ (S. 77—85). Hier führt Srokowski aus, die deutsche Expansion, durch die relative Übervölkerung und nicht durch die Frömmigkeit der westlichen Ritter veranlaßt, sei nach Osten in die slavischen Gebiete in drei Richtungen vorgedrungen: im Norden längs der Ostseeküste, im Zentrum durch Böhmen und Polen und im Süden durch Österreich nach Ungarn. Im Norden seien drei Etappen des deutschen Vormarsches festzustellen: zuerst seien als Opfer die Gebiete bis einschl. Westpommern gefallen, dann Livland, und erst zum Schluß sei die Reihe an Ostpreußen und das östliche Pommern gekommen (S. 78). Nach dieser Einleitung skizziert der Verfasser das Vordringen der Askanier, den Aufstieg des deutschen Kaufmanns, „der sich im Laufe von kaum zwei Generationen zum Herrn der ganzen Ostsee machte“, die Möglichkeit, daß an Stelle der Deutschen die Dänen die Ostsee beherrscht hätten, und schließlich das Erscheinen des deutschen Ritterordens.

Die Tatsache, daß Ostpreußen in gewisser Hinsicht zuletzt von Deutschland in Besitz genommen wurde, erscheint dem Verfasser als Grund dafür, daß „dieses Land bis heute noch „eine Insel im slavischen Meer“ ist, und daß es Deutschland bisher nie gelungen ist, die ostpreußische Kolonie mit seinem übrigen Volksgebiet zu vereinigen . . . .“ (S. 80).

Der durch dauernde Übervölkerung veranlaßten deutschen Expansion stellt der Verfasser die polnische gegenüber, deren Ziel es sei, „unser ethnographisches Hauptgebiet zu sichern“. Nachdem anfänglich diese Tendenz als „dauerndes Gleichgewicht zweier grundsätzlicher Richtungen, — nach Nordwesten und Südosten —,“ ihre Triumphe gefeiert habe, — unter Kasimir d. G. sei Polen „faktisch die stärkste europäische Macht“ gewesen — sei das Gleichgewicht später gestört worden, da man von dem östlichen Gebiete zuviel besitzen wollte: „Den Händen Bathorys, der die Zarenburgen stürmte, entriß der Gesandte Roms, der Jesuit Possevino, die Waffen“ (S. 81). Als die Folgen dieser Politik nennt der Verfasser: „. . . . Nicht bloß fügten wir die preußische Küste nicht zu Polen, nicht bloß vergaßen wir Schlesien vollkommen, sondern wir ließen auch, abgeschnitten von der Ostsee, dort die uns feindliche Hohenzollernmacht aufwachsen“ (S. 82). Ein weiterer Fehler seien die polnischen Aspirationen auf Livland und Estland gewesen, die nur zur Folge gehabt hätten, daß Polen in jahrhundertelange Konflikte mit Schweden verwickelt wurde. Die Vorteile daraus habe das baltische Deutschtum gezogen, das so vor dem russischen Ansturm geschützt worden sei: „Also auch im Norden der gleiche Dienst gegenüber dem Deutschtum, wie ihn 100 Jahre später die Waffen Sobieskis bei Wien leisteten“ (S. 82). Nach dem Weltkriege habe die polnische Diplomatie glücklicherweise vermieden, die Düna zu überschreiten, (— was den Deutschen sehr gelegen gewesen wäre —), sondern hätte nur das genommen, was Polen „unstreitig gehörte“[1]).

Die restlichen Ausführungen dieses Aufsatzes sind den Fragen der polnischen „Ostmarken“ gewidmet. Hierbei beunruhigt den Verfasser besonders die schlechte Verteidigungsanlage des Wilna-Korridors, die eine Verständigung mit Litauen notwendig mache. Diese werde allerdings von Deutschland aufs äußerste bekämpft, „. . . . aus Furcht vor vollkommener territorialer Isolierung

[1]) Damit meint der Verfasser die gegen den Willen des Botschafterrats und unter dessen ausdrücklicher Mißbilligung erfolgte Eroberung des Wilna-Gebietes im Jahre 1920, eines Gebietes, das von den Litauern, da es die eigentliche Wiege des historischen litauischen Staates gebildet hat, für ihren Staat beansprucht wird. Ferner gehören zu diesen „unstreitig polnischen“ Landesteilen die von Weißrussen und Ukrainern bewohnten Gebiete an der Ostgrenze des polnischen Staates.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Ostpreußens, das in dem Augenblick, wo eine Verständigung zwischen Litauen und Polen erfolgt, den Charakter einer Brücke zwischen Ost- und Westeuropa verliert und deutliche Züge einer gewöhnlichen Kolonie, die es in Wirklichkeit ist, annimmt. Seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, seine Lebensfähigkeit werden vernichtet und die stetige Entvölkerungstendenz dieses Landes gibt ihm den Rest."

Von einer Einigung mit Litauen erwartet Srokowski für Polen die günstigsten Folgen: „Durch unsere Verständigung mit Litauen wird Polen bis zum gewissen Grade den Landhandel Europas mit Rußland in seiner Hand monopolisieren, der heute weder über Stołpcy, noch über Szepetówka oder Podwołoczysk, sondern über das ostpreußische Eydtkuhnen geht; Memel, der Konkurrenzhafen Königsbergs, wird sich zu einer unerhörten Blüte erheben. Denn dorthin werden jährlich nicht mehr wie heute 200 000 Festmeter Holz geflößt werden, sondern — wie vor dem Kriege — 2 Millionen mehr. Es wird dann Polen einen breiten Zugang zu den lettischen Häfen Libau und Riga erhalten und was noch wichtiger ist, eine hervorragende Sicherung im Falle eines Krieges" (S. 84).

Die Stellung der polnischen Politik müsse also sein: — „Nicht nach Osten sondern nach Norden, zur Ostsee hin muß der um die Zukunft des Vaterlandes besorgte polnische Gedanke gewandt werden. Dort liegt der Talisman für Polens Größe und Glück, dort seine Sicherheit und Stärke" (S. 85).

Der folgende Aufsatz „Die ostpreußische Enklave" (S. 86—98) enthält „einige Bemerkungen zu Ostpreußens Geschichte, seinen Stimmungen und seiner wirtschaftlichen Lage". Hier muß der Verfasser eingangs feststellen, daß der Drang zur Ostsee in der polnischen Expansion sich keineswegs konsequent auswirkte, und daß selbst der König Bolesław Chrobry die Bedeutung des Meeres nicht genügend zu schätzen gewußt habe. Es sei schade, daß Polen bei seinem Kampf um den Zugang zum Meere „auf halbem Wege stehen blieb und die Folgen des verhängnisvollen Fehlers, den deutschen Orden an die polnische Küste zu lassen, nicht vollkommen beseitigt hat" (S. 87).

Schlimmer noch als um die Gebiete, in denen polnisches Volkstum bis an die Küste der Ostsee reiche[1]), habe es um die von den Preußen bewohnten Gebiete gestanden, denn „nicht bloß ist durch Jahrhunderte unserer Geschichte keinerlei Rede von einer polnischen Expansion in dieser Richung, sondern ganz im Gegenteil wimmeln die Chroniken von Erwähnungen dauernder Einbrüche der preußischen Stämme in die benachbarten polnischen Gebiete" (S. 87).

Nach einer Schilderung der Kämpfe zwischen Preußen und Masowien geht der Verfasser zu dem Deutschen Orden über, der „keine leichte Aufgabe" übernommen habe. Dieser „rottete unbarmherzig mit dem Schwerte die ganze Bevölkerung der unterworfenen Gebiete, z. B. an der Weichsel und längs der Haffufer aus, ... ging aber allmählich zu einem praktischeren System, nämlich der Unterjochung und Germanisierung über" (S. 89). Die Folge dieser Politik sei gewesen: „es ist kein Zufall, daß die Siedlungen zwischen der unteren Weichsel und dem Njemen den Namen des preußischen Stammes annahmen, denn nicht sie, sondern in Wirklichkeit die Preußen bildeten und bilden hier den eigentlichen ethnographisch-anthropologischen Untergrund. Die Sprachenfrage spielt eine nebensächliche Rolle. Noch geringer sind die deutschen Kultureinflüsse[2]), welche die Seele des Preußen nicht umbilden konnten . . . . . Die ganze deutsche Arbeit in Ostpreußen ist die oberflächlichste Assimilation, die irgendwo stattgefunden hat[2]). Der heutige Preuße ist ein Typ, der wirklich eine Verbindung des verschwundenen preußischen mit dem fremden deutschen ist,

[1]) Polnisches Volkstum hat bekanntlich nie und nirgendwo an der Südküste der Ostsee gesessen, sondern es waren die Pomoranen, deren Nachkommen, die Kaschuben, heute den nördlichen Teil des Korridors bewohnen.

[2]) Von uns gesperrt. (Red.)

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

jedoch derartig, daß das Preußentum das entschiedene Übergewicht hat" (S. 89).

Dazu komme, daß der Anteil der Deutschen prozentual in den einzelnen Landesteilen als auch bezüglich der Herkunft der Ansiedler durchaus verschieden sei. Das Bild werde aber noch bunter durch die Ansiedlung der Salzburger, Holländer, Schotten usw. Am stärksten seien aber doch die polnischen Einflüsse, die der Verfasser selbstverständlich am eingehendsten behandelt. Leider sei es den Polen nicht gelungen, die Oberhand zu gewinnen, „denn die kulturelle polnische Einwirkung wurde nicht von geschicktem diplomatischem Spiel oder organisatorischer Arbeit begleitet" (S. 90). Immerhin seien Spuren geblieben, denn jeder dritte oder vierte Preuße trage einen polnischen Namen. „Das ganze Ermland ist mit polnischen Andenken, ... dem Werk polnischer Hände und polnischer Herrschaft übersät". — — Frauenburg sei wirklich „der Wawel des fernen Nordens", Spuren polnischen Einflusses seien in Königsberg, Elbing, Heilsberg und Gott weiß, wo überall, verstreut, sie würden allerdings „heute mit allen Mitteln vernichtet". Und wenn versucht werde (z. B. durch den Bischof Bludau in Frauenburg, der wiederholt angegriffen wird), die Spuren zu verwischen, so sei das „vergebens! — Zuviel sind ihrer, sie sind zu ausgesprochen polnisch als daß jemand, der eine gewisse Vorstellung von den Dingen besitzt, nicht diese Fälschungen erkennen würde" (S. 91). Und erst wenn man überall die Spuren der Wirkungen Polens auf das Land und seine Kultur ermittelt habe, „kann man das gewaltige Ausmaß unseres Fehlers ermessen, den wir auf der einen Seite begingen, indem wir die Säkularisation der Ordensbesitzungen unter besonderer Herrschaft des immerhin lehnspflichtigen preußischen Herzogs gestatteten; einen noch schlimmeren Fehler aber begingen wir, als wir uns damit einverstanden erklärten, daß Brandenburg und das sich polonisierende Ostpreußen in der Hand einer Dynastie vereinigt wurden" (S, 91/92).

Die Zeit vom zweiten Thorner Frieden bis 1525, wo endlich Ostpreußen dem polnischen König lehnspflichtig wurde, erinnert den Verfasser merkwürdig an die heutige Zeit. „So wie heute lamentierte auch damals Ostpreußen vor der ganzen Welt über seine Abschnürung von den deutschen Landen durch das in polnischer Hand befindliche Pommerellen und forderte wegen dieser Verbindung erneute Ansiedlung zwischen der Weichsel und Pommern" (S. 93). So wie damals der Orden die Bevölkerung Westpreußens als „abgefallene Untertanen" bezeichnete, so habe sich heute in Deutschland für die Abtretungsgebiete die Bezeichnung „geraubte Gebiete" eingebürgert. Wenn der Verfasser in seinem Vergleich fortfährt: „Gegen das elementare Eindringen polnischer Einflüsse in das vom Reich abgeschnittene Ostpreußen wehrte man sich mit allen Mitteln, worauf Polen erneut mit seiner erfolgreichsten Waffe, der Isolierung der Ordensbesitzungen und des späteren Herzogtums Preußen, durch die Hemmung des Verkehrs durch Pommerellen antwortete" und schließlich den Krieg der Jahre 1519—1521, der dann zur Huldigung führte, erwähnt, so liegen Schlüsse auf Polens heutige Politik bedenklich nahe, um so mehr als auch andere Äußerungen des Verfassers darauf hindeuten.

Weiterhin wird „die allmähliche und erfolgreiche Ausrottung des polnischen Elements und polnischer Einflüsse, die bis heute andauert," geschildert, von der Instruktion des Großen Kurfürsten vom Jahre 1684 an betr. die Einteilung der Landgüter in Adlige und Nichtadlige über die Erlasse von 1724 betr. die nichterwünschte Ansiedlung von Polen in Preußisch-Litauen bis zu der preußischen Politik gegenüber den Masuren. Besondere Aufmerksamkeit wird der Schulpolitik in Ostpreußen geschenkt, wobei behauptet wird, daß, wenn man die Zahl der Schulkinder als Schätzungsgrundlage annehme, die Masuren 75 % der Bevölkerung in den südlichen Kreisen bilden: „der siebente Teil der ostpreußischen Bevölkerung sind Masuren". — Unter Hinzurechnung der Polen im Ermland und Regierungsbezirk Westpreußen[1])

[1]) In der polnischen Literatur „Weichselgebiet" (Powiśle) genannt.

betrage die Zahl der polnischen Bevölkerung in Ostpreußen 350—400 000, bzw. „jeder sechste Mensch im Lande ist Pole“ (S. 94)[1]).

Die antipolnische Propaganda im Lande nütze jede historische Tatsache (sei sie auch noch so entlegen, wie z. B. den Einfall der Tataren unter Johann Kasimir), aus, um die Polen als Barbaren hinzustellen. Ein besonderes Kapitel dieser Propaganda sei der Weltkrieg, der Versailler Traktat und „die überflüssige ostpreußische Abstimmung, die eine so beschämend geringe Stimmenzahl für uns ergab“ (S. 95). Die antipolnische Agitation „erfüllt heute den größten Teil des öffentlichen Lebens .... und hält, systematisch betrieben, dauernd (die ostpreußische Bevölkerung) in Kampfstimmung ....“. Schon die bloße Zurückhaltung erwecke Verdacht und werde übel kommentiert. Unter solchen Umständen sei „Ostpreußen für Polen ein sehr unerwünschter Nachbar, schlimmer als es sich viele vorstellen.“

Die auf diese folgenden Bemerkungen passen nicht gerade sehr zu den früheren Ausführungen des Verfassers. Srokowski hat in dem ersten Aufsatz versucht, die Eigenart Ostpreußens als „Randstaat“ zu beweisen; es muß also dabei als Meinung des Verfassers unterstellt werden, daß Ostpreußen ein gewisses einheitliches Gebiet darstelle. Jetzt heißt es: — „Nur in einer Hinsicht stellt sich das Land als fast einheitlich dar, nämlich, wenn es sich um seinen geologischen Aufbau, der nebenbei sehr uninteressant ist, handelt.“ Oder auch: „Man kann sagen, daß in Ostpreußen man bei jedem Schritt eine andere Welt, andere Leute, anderes Leben antrifft“ (beides S. 97). Und schließlich meint er, daß Masuren „ein besonderes Klimagebiet mit allen Konsequenzen dieser Tatsache bildet“.

Zum Schlusse weist Srokowski auf die besondere Rolle hin, die Königsberg als Zentrum Ostpreußens spielt. Königsberg ist für ihn nicht bloß Verteidigungszentrum des Landes, sondern auch „sein Herz, Hirn, Symbol und Inhalt. Ohne Königsberg gäbe es dort kein Gefühl von der Sonderstellung der Provinz gegenüber ihrer Nachbarschaft, keine Schmiede politischer Gedanken, keinen Antrieb zu steter Organisation des Kampfes für den künftigen Triumph des Deutschtums im Osten, in welchem Ostpreußen seine Hauptmission sieht. Fast alles, was „rein preußisch“ denkt, vereinigt sich hier. Ja noch mehr, Königsberg wirkt sogar stark auf Berlin ein, von dem näheren Danzig ganz zu schweigen“ (S. 98).

Diese für Polen höchst unerwünschte Lage muß nach Meinung des Verfassers geändert werden. Und so schließt er denn seinen Aufsatz ganz im Sinne Dmowskis mit der Forderung: „Es scheint, daß nur allein der historische Prozeß einer Reduzierung der Provinz Ostpreußen auf ihren wesentlichen Teil, auf das Pregelgebiet, diesen Zustand ändern könnte[2])“ (S. 98).

Die wirtschaftlichen Sorgen Ostpreußens und das polnische Pommern[3]) sind der Gegenstand des folgenden Aufsatzes (S. 99—110). Nach Hinweisen auf die Bedeutung der Landwirtschaft für die ostpreußische Wirtschaft (relativ viel Zahlen!), der geringen Industrie, der dauernden Abwanderung nach dem übrigen deutschen Reichsgebiet erörtert Srokowski den ostpreußischen Vorkriegshandel (mit Getreide, Holz, Heringen) und seinen Niedergang in der Nachkriegszeit. Heute stellt „Ostpreußen, das die Handelsbrücke zwischen dem Osten und

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

[1]) Dagegen vgl. Stat. Handbuch f. d. Deutsche Reich (1926): 94 000 Polen und 172 000 Masuren im Abstimmungsgebiet, ganz zu schweigen von den Abstimmungsergebnissen.

[2]) Unter diesem Gesichtspunkt bekommt die zu S. 52 beigefügte Karte „Wasserscheiden in Ostpreußen“ einen eigenartigen Sinn. Hier sind die Flußgebiete des Njemen und der Weichsel (Masuren einschl. des Restes der Provinz Westpreußen) schwarz schraffiert, so daß nur ein freier Rest, das Pregelflußgebiet, übrig bleibt. Das Ganze erinnert eigenartig an andere Karten, auf denen man Ostpreußen unter die beiden angrenzenden Staaten Litauen und Polen so verteilt hat, daß nur eine Freie Stadt Königsberg mit höchstens dem Pregelflußgebiet verbleibt.

[3]) Unter dem Begriff „das polnische Pommern“ versteht der Verfasser die heutige Wojewodschaft Pomorze, d. h. den Korridor.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

dem Westen, besonders zwischen Deutschland und Rußland bzw. den Randstaaten sein wollte, in kommerzieller Hinsicht ein Gebiet ganz geringer Bedeutung dar" (S. 103). Die deutsche Regierung versuche mit allen Mitteln, dem Übel abzuhelfen, um die politischen Folgen zu vermeiden; um eine weitere Entvölkerung des Landes zu verhindern, werde die Ansiedlung nicht nur fortgesetzt, sondern bedeutend verstärkt[1]). Bei der Untersuchung der Landwirtschaftsverhältnisse werden vom Verfasser besonders hervorgehoben: die schwierigen Landarbeiterverhältnisse, die hohen Transportkosten sowohl bei Bezug von Maschinen usw. als auch bei Absatz landwirtschaftlicher Produkte, der Ausfall Rußlands als Markt für Saatgetreide und Lieferant von Futtermitteln und endlich die schwierige Lage der Pferdezucht. Bei der Frage nach den Gründen der landwirtschaftlichen Nöte geht Verfasser auf die Antwort der ostpreußischen Patrioten, — von den Junkern bis zu den Kommunisten — ein, welche erklärt haben, daß nur die schleunigste Beseitigung des Korridors Abhilfe schaffen könne. Diese Antworten erklärt Srokowski für „eine gewöhnliche Propaganda . . . die vor allem die Landwirte zusammenschweißt und aus ihnen eine von unerhörtem Haß gegen Polen erfüllte nationalistische Revanchepartei, die vom Kriege träumt und sich dauernd auf ihn vorbereitet, macht" (S. 106). Ihnen hält er die Äußerung des früheren Oberpräsidenten v. Batocki[2]) entgegen: „Die Not der Frachtverbindung mit dem Reiche liegt weniger in der Abschnürung durch fremdes Gebiet, als in der allgemeinen Verteuerung und Verschlechterung der deutschen Frachtverhältnisse" (S. 107)[3]).

Über eine sachliche Auseinandersetzung gleitet er schnell hinweg und beschäftigt sich dafür lieber mit den deutschen Absichten auf den Korridor. Unbekümmert um die Ergebnisse der eigenen Vorkriegsstatistik wolle Deutschland heute beweisen, daß Pommerellen ein fast rein deutsches Land sei. Aber „die Besetzung des „Danziger Korridors" würde die Lage nur sehr wenig verbessern, wenn es sich um Ostpreußen und die Verbindung mit dieser Provinz handelt; es sei denn, daß der Raub polnischen Gebietes auf Thorn, Bromberg, ja die ganze Netzelinie, die als Kanal eine wichtige Wasser-Verkehrsader zwischen Ostpreußen und dem Reich darstellt, ausgedehnt werden würde" (S. 107). Das Problem jedoch, welche Gebiete (ganz absehen von der Frage der nationalen Zugehörigkeit ihrer Bevölkerung!) notwendig wären, um die Verkehrsfragen zufriedenstellend zu lösen, untersucht der Verfasser gar nicht weiter, sondern malt seinen polnischen Lesern dafür einige Schreckensbilder vor, nämlich: Den Deutschen gehe es gar nicht darum, Verkehrsfragen zu lösen, sondern sie dächten an die Verpflegungsfrage für den Kriegsfall (!). Der Versailler Vertrag habe Deutschland die agrarischen Gebiete im Osten genommen, trenne Ostpreußen von Deutschland ab, so daß dieses Gebiet als Lieferant für den Kriegsfall nicht in Frage komme. Die Besitzergreifung des Korridors helfe nur wenig, „erst der Raub des Posener Gebiets würde die Wiederkehr zu den Vorkriegsverhältnissen gestatten . . . . Für den Raub des polnischen Teils von Oberschlesien, der eine natürliche Konsequenz jener Grenzrektifikation ist, würden sich wiederum andere Argumente finden . . . . . ." (S. 108). Und selbst wenn überhaupt die Grenzen von 1914 wieder hergestellt

[1]) In der Darstellung der Siedlungsergebnisse wird der vorgeblich antipolnische Charakter durch eine Reihe von Zahlenbeispielen besonders stark betont.

[2]) Aus der Schrift: „Ostpreußens wirtschaftliche Lage vor und nach dem Weltkriege", Berlin 1920.

[3]) Abgesehen davon, daß die Äußerung einer Zeit entstammt, wo die wirklichen Folgen der neuen Grenzziehung noch nicht in Erscheinung getreten waren, hat Herr v. Batocki in dem erwähnten Briefwechsel die Versuche Srokowskis, ihn mehrfach als Gewährsmann zu zitieren, energisch zurückgewiesen. Außerdem wäre darauf hinzuweisen, daß Srokowski selbst die hohen Transportkosten für den Absatz nach dem übrigen Reichsgebiet erwähnt, daß ihm also auch die ostpreußischen Argumente, — im Korridor sei Ostpreußen das beste Absatz- (nicht bloß Transit-)gebiet verloren gegangen —, bekannt geworden sein dürften.

würden, sei es irrig zu glauben, daß damit Ruhe einziehen würde. Die alten Vorkriegstendenzen würden wieder aufleben, und man könne heute schon ganz genau voraussagen, welche polnischen Ostgrenzen Deutschland zufriedenstellen würden, „wenn überhaupt Polen nach Meinung Deutschlands weiter bestehen bleiben sollte . . . . . Unsere Ostgrenze würde wegen der Transporte ukrainischen Getreides . . . . nirgends im Osten die Eisenbahnlinie Brest-Litowsk-Grajewo berühren. Sowohl Białystok als Brest-Litowsk und Chełm müßten einem östlich von Polen gelegenen Staat zufallen. Andererseits müßten Lettland, Litauen und Estland unbedingt verschwinden. Litauen deswegen, um nicht die unmittelbare Verbindung Ostpreußens mit Rußland zu versperren, die beiden anderen Staaten dagegen deshalb, damit das Deutschtum im Baltikum wie in den Jahrhunderten vor dem Weltkrieg wieder das Haupt erheben könnte" (S. 108/09). Verfasser verweist zur Stütze für diese Behauptung auf den Friedensvertrag von Brest-Litowsk.

Nach Srokowski besteht die natürlichste Zukunftsaufgabe Ostpreußens darin: „. . . . in die engsten Beziehungen zu Polen zu treten und bei voller Loyalität gegenüber dem Deutschen Reich, Polen mit seiner Küste zu dienen, daraus ungeheure Gewinne zu ziehen, aber auch dafür auf jegliche Expansion und Eroberung zu verzichten . . . ."[1]) (S. 110). Wenn man in Ostpreußen dagegen der Meinung sei, „nicht die Erhaltung, sondern die Stärkung der deutschen Stellung im Osten[2])" sei die Aufgabe, so sei es nur um so bedauerlicher, daß Polen dem tatenlos zusehe. Vor den Augen Polens gingen 300—400 000 Masuren[3]) verloren, während auf polnischer Seite an Mitteln gespart werde, um sie zu erhalten, sei es auch nur, um ihnen den Stand zu sichern, wie ihn die deutschen Minderheiten in Polen einnehmen. Heute werde gespart, und „einstmals wird man Millionen und Milliarden aufbringen müssen, aber nicht mehr um einige hunderttausend polnische Seelen vor der Vernichtung zu retten, sondern unmittelbar zur Verteidigung unserer Unabhängigkeit, deren größte Feinde gerade in Ostpreußen sitzen . . . In einem für Deutschland günstigen Augenblick wird dieses uns sicherlich den Krieg ansagen, so wie es immer in der Vergangenheit war[4])" (S. 110).

Die zweite Hälfte des vorliegenden Buches enthält essayartige Aufsätze über einzelne ost- und westpreußische Städte, in denen immer die gleiche Tendenz zu beobachten ist, ihre angeblich polnische Vergangenheit oder ihre angeblich engen früheren Beziehungen zu Polen festzustellen.

Der erste Aufsatz dieser Gruppe hat den Titel: „Königsberg einst und jetzt" (S. 111—127). In dem historischen Teil behandelt Srokowski zunächst die schwankende Stellung Königsbergs während des Dreizehnjährigen Krieges, wobei Polen „schnell, vielleicht zu schnell" von seinen Absichten auf Königsberg zurückgetreten sei, um dann in aller Breite den angeblich mächtigen Einfluß Polens auf Königsberg und sein Leben, insbesondere den Hof der Herzöge, zu schildern. Er meint dazu „man hat fast den Eindruck, als hätte das jagiellonische Blut, das in Albrecht, dem letzten Kreuzritter und ersten Preußen floß, nicht zugelassen, daß sich dauernd schlechte gegenseitige Beziehungen herausbildeten, um so mehr als das Deutschtum in Ostpreußen damals verhältnismäßig gering war" (S. 116). Erläuternd fügt er hinzu, daß das polnische Volkstum bis vor die Mauern Königsberg gereicht habe und die Litauer das Gebiet um den unteren Njemen bewohnt hätten. Auch die Stadt habe eine ähnliche Mischung gezeigt, so daß unter Hinzurechnung der übri-

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

[1]) Diese Behauptung von den Eroberungsabsichten Ostpreußens gegenüber Polen erinnert an die Fabel vom Wolf und Lamm!

[2]) Srokowski zitiert hier: A. Winnig (nach dem Sammelwerk „Ostpreußen", Berlin 1922).

[3]) Nach der letzten amtlichen Zählung waren es nur 172 000 Masuren!

[4]) Es hat kaum zwei Nachbarvölker gegeben, zwischen denen es so wenig kriegerische Zusammenstöße gegeben hat, wie gerade zwischen Deutschen und Polen!

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

gen Fremden die Deutschen in Königsberg kaum 50 % der Stadtbevölkerung gezählt hätten. Dann aber habe, besonders seit dem Olivaer Frieden (1660), eine immer stärkere Germanisierung eingesetzt, anfänglich durch wirtschaftlichen Druck, dann aber auch durch rücksichtslose Kirchen- und Schulpolitik, die selbst in preußischen Provinzen nicht ihresgleichen gehabt habe. Der Haß gegen alles Ausländische, besonders aber gegen Polen, habe in Königsberg besonders nach dem Weltkriege derartige Formen angenommen, daß man in Königsberg sich nirgendwo, z. B. auf der Straße, in einer fremden Sprache unterhalten könne. Das gibt Anlaß zu folgender Charakteristik Königsbergs (und Ostpreußens im allgemeinen): „Das Ostpreußentum ist nicht Europa, und Königsberg, wenn sich darin auch .... eine alte Universität und ein paar Museen befinden, ist noch lange nicht Brüssel, Stockholm oder Krakau, nicht einmal das, was Lemberg oder Riga sind. Das ist etwas völlig anderes, etwas dem Westen völlig Fremdes, wie Konstantinopel, Moskau oder Orenburg[1])." Daß die Stadt äußerlich ordentlich erscheine, könne den Beobachter nicht täuschen; das sei „nur Beweis für die organisatorischen und wirtschaftlichen Fähigkeiten der Bevölkerung, niemals aber für Kultur im europäischen Sinne[2])". Entweder sei das bedingt durch den Zwang der Notwendigkeit oder durch den „Nachahmungstrieb, der den Deutschen eigentümlich ist", oder aber durch die „östliche Neigung, zu glänzen und zu imponieren .... Jener Osten, da die Palmen wachsen, trachtet danach, im Übermaß von Reichtümern und Farben zu schwelgen; der ostpreußische Orientalismus[2]) aber, der sich am stärksten in der Hauptstadt Königsberg kristallisiert, will der Umgebung durch materielle Kraft und Arbeitsrhythmus imponieren." Man rede zwar von moralischer Stärke, tatsächlich bestimme nicht sie, sondern die materielle Kraft das ganze Leben: „Der Kult der Kraft ist so fest im Bewußtsein und Unterbewußtsein jedes Preußen verankert, daß das Preußentum, nachdem die Deutschen unter preußischer Führung im letzten Kriege besiegt wurden, heute tatsächlich ohne ein Programm für Handeln, Schaffen und Denken dasteht" (S. 118).

Doch der Verfasser kann sich in seiner vernichtenden Kritik des ostpreußischen Deutschen augenscheinlich nicht genug tun. Den Gipfel erreicht er in folgendem Satze: „Der Preuße sieht — und wir sprechen hier ohne jede Übertreibung — in der Tatsache, daß es ihm unmöglich ist, einen Nichtpreußen straflos zu quälen, auszubeuten und zu verachten, geradezu ein Unrecht[1]) .... Und die Generation, die heute das Ruder der öffentlichen Angelegenheiten in der Hand hat, kann schon nicht mehr in andern Kategorien denken" (S. 119). Auch Kant, der „fast wie zur Ironie von den dem Menschen eingeborenen moralischen Rechten" gelehrt habe, sei es nicht gelungen, diesen preußischen Geist, der das Produkt eines langen und eigenartigen historischen Prozesses sei, zu ändern.

Im folgenden Abschnitt handelt Srokowski über die Wirtschaftslage Königsbergs und will den Leser glauben machen, daß die dortigen Wirtschaftskreise selbst an der schwierigen Lage, in der sie sich befinden, schuld seien. Denn nach seiner Behauptung „verstehen sie keine andere Form des Handels als nur die einseitige Exploitierung. Da ihnen dies aber jetzt nicht gelingt, denn sie haben keinen, den sie derart ausbeuten könnten, klagen sie wegen ihres veränderten Geschicks vor allem Polen an, und das nicht nur wegen dessen Politik, die gegenüber Ostpreußen leider weder hinreichend konsequent, noch hinreichend stark ist, sondern geradeswegs deswegen, daß es überhaupt vorhanden ist. Sie sehen, daß Polen ihnen den Weg nach dem Osten versperrt hat, und vor allem zu der reichen Ukraine, von woher vor dem Kriege nach Königsberg Massen von Getreide und gehaltreichem Viehfutter gelangten. Jetzt gibt es dies alles

[1]) Von uns gesperrt. (Red.) Man beachte die Wahl der Vergleichsorte!

[2]) Von uns gesperrt. (Red.)

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

nicht mehr, und die Eisenbahn Brest Litowsk—Białystok—Grajewo—Prostken—Königsberg, die früher eine goldreiche Ader war, besitzt jetzt eine durchaus zweitrangige Bedeutung[1])" (S. 122).

Seine Schlußbemerkungen leitet Srokowski mit der Feststellung ein: „Königsberg ist eine Stadt ohne Tradition". Und zwar begründet er dieses Urteil damit, daß es keine alljährlichen Volksfeste habe, wie die italienischen oder französischen Städte oder auch Krakau. Als Erklärung führt er an: „Zum Teil kommt dies daher, daß zwischen der altpreußischen heidnischen Tradition und den späteren deutschen Zeiten ein Meer des vergossenen Blutes und ein Unmaß begangener Verbrechen sich erstreckt, wobei die Vergangenheit, die bei den Eroberern nichts anderes fand als nur Verachtung, restlos unterging."

Außerdem hätten die Nachfolger der alten Preußen, die Einwanderer, kein einheitliches kolonisatorisches Element gebildet, sondern eine Sammlung verschiedenartigster ethnischer Gruppen. Sie seien jede für sich allein zu schwach gewesen, um ihre Volkstradition aufrecht zu erhalten: „Und diese Lage, dieser Prozeß des Schwindens eigener uralter Erinnerungen an die Vergangenheit, ist geschickt von den Regierungskreisen ausgenutzt worden. Denn an Stelle der eigenen Tradition schob man der Bevölkerung ein Surrogat in der Form eines besonderen und in den verschiedensten Formen wiederkehrenden Mythus von der Herrschaft und dem Herrscher unter. Die hiermit verbundene Anbetung des Herrschaftselements wurde geradezu zu den Höhen eines religiösen Kultes erhoben, und ein Friedrich II. oder die Königin Luise können noch jetzt, was die emotionale Kraft dieser Namen anbelangt, allen Ernstes auf ostpreußischem Boden den Heiligen der katholischen Kirche gleichgestellt werden. .... In Königsberg stand immer ein Hochaltar dieses eigenartigen in seiner Weise einzigartigen Gottesdienstes und dieser in ihrem Geschmack einzigartigen Sehnsüchte nach der kräftigen Peitsche und den Kürassierstiefeln[2]). Über jeden Zweifel erhaben, fest gegründet. wurde er weder durch den unglücklichen Krieg noch sogar durch die deutsche Revolution erfolgreich dauernd erschüttert" (S. 127).

In dem nun folgenden Aufsatz, der über Elbing handelt, (S. 128—139), bemüht sich der Verfasser, das angebliche loyale Verhalten der Stadt gegenüber der polnischen Herrschaft zu betonen, das er offen darauf zurückführt, daß, so oft in dem Verhältnis zwischen Polen und Danzig eine Spannung eingetreten sei, allemal Elbing der Nutznießer dieser Lage gewesen sei. „Polnische Andenken" in Elbing aufzufinden, gelingt dem Verfasser anscheinend doch nicht, dafür stellt er fest, daß „in der Elbinger Industrie bis zu 600 Arbeiter polnischer Herkunft arbeiten, deren sich aber niemand annimmt, so daß sie vollkommen der Germanisierung anheimfallen". Ein in Elbing eingerichtetes polnisches Konsulat sei angeblich aus Sparsamkeitsgründen nach wenigen Monaten wieder aufgehoben worden (S. 136).

[1]) Hier macht der Verfasser Ausführungen, die — ohne daß es ihm augenscheinlich zum Bewußtsein gekommen ist — wirklich eine der wichtigsten Ursachen für die ostpreußischen Wirtschaftsnöte nennen! Schuld an den Wirtschaftsnöten Königsbergs in dieser Richtung ist nicht das Vorhandensein Polens, sondern die polnische Zoll- und Handelspolitik, welche den Transithandel aus Rußland und der Ukraine durch Polen nach Königsberg auf jede Weise erschwert. Das polnische Hinterland vermag in keiner Weise diese fehlenden russischen Produktionsgebiete zu ersetzen. Und damit ist auch jede von polnischer Seite lanzierte Argumentation ad absurdum geführt, welche behaupten will, daß Ostpreußens Wirtschaftsnöte in dem Augenblick ein Ende finden würden, da Ostpreußen in nähere Beziehungen zu Polen getreten sei.

[2]) Von uns gesperrt. (Red.) Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß diese ungeheuerlichen und im höchsten Maße geschmacklosen Behauptungen nicht von irgend einer gleichgültigen Persönlichkeit stammen, sondern von einem hochgestellten polnischen Diplomaten.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Die Darstellung der Nachkriegsverhältnisse ist wieder ein besonderes Meisterstück des Verfassers, bringt er es doch fertig zu behaupten, daß die Folgen des Weltkrieges „der Stadt nur Vorteile brachten" (S. 137). Er führt das näher folgendermaßen aus: Erstens habe die neue Grenze die Danziger Konkurrenz abgeschnitten und Elbing den ganzen westlichen Teil Ostpreußens als unbestreitbares Absatzgebiet gesichert, und zweitens habe Elbing wiederum erhöhte Bedeutung als zweiter Hafen Ostpreußens erhalten. Zum Schluß weist Srokowski auf angebliche Unterschiede im Charakter Elbings im Vergleich mit anderen Städten Ostpreußens, insbesondere Königsberg hin und meint: „es fehlen die Museen und Bibliotheken, die Universität Königsbergs aber auch die besondere ostpreußische Grobheit und Brutalität, die den Europäer am Pregel so unangenehm berührt".

Worin dieser Mangel an Grobheit und Brutalität besteht, erfahren wir aus folgenden Worten Srokowskis: „Gegenüber Polen und dem Polentum verhält sich Elbing im allgemeinen unvergleichlich weniger boshaft als Königsberg oder irgendeine andere ostpreußische Stadt, selbst weniger als das heute verpreußte Danzig. Daran sollte man denken. Die kürzlich durch Polen erfolgte Öffnung der Eisenbahnverbindung nach Ostpreußen über Raczki lenkt die Holztransporte zum Pregel und bereichert unsere fanatischsten Feinde. Ihre Ablenkung nach der alten „Königlichen Stadt" Elbing würde eine bedeutend angenehmere politische Lage schaffen" (S. 139)[1]).

Der auf den Seiten 140—153 folgende Aufsatz behandelt die Marienburg. Und hier benutzt Srokowski die Gelegenheit, um an dem ihm im tiefsten verhaßten Deutschen Ritterorden seinen Zorn auszulassen. Kaum ein Wort des Lobes ist über dieses stolze Bauwerk zu lesen, sondern fast nur Tadel und ablehnende Kritik. So meint unser Verfasser: „Wenn der deutsche Philosoph Schlegel bauliche Schöpfungen gefrorene Musik nennt, so wurde hier in Marienburg ein stolzes Loblied zu Ehren des mächtigen Ordens gesungen, der in einem zum Himmel greifenden Akkord übermächtigen Stolzes und des Selbstgefühls der Herren dieses Landes ausklingt. Macht über alles"[2]).

Und ganz besonders auffallend scharf sind die Worte, mit denen der Verfasser die gewaltige Marienstatue am Chor der Schloßkirche charakterisiert. Sie ist für ihn, abgesehen von einigen „nicht schlechten" Einzelheiten „in ihrer Gesamtheit etwas so Widerliches, daß sich der Blick von ihr mit Ekel wegwendet .... Sie ist geradezu ein Scheusal, das zu seiner Zeit die Macht des Ordens versinnbildlichte, eine Art von Kampfschild, der außerhalb der Mauern des Schlosses aufgestellt war. Sie sollte davon zeugen, daß derjenige, der es mit den Ordensrittern verdirbt, auch noch in jener Welt keine Ruhe findet, denn auch dort haben sie eine übermächtige Beschützerin[3])."

Die übrigen Äußerungen Srokowskis sollen zeigen, mit welcher „Pietät" (dieser Ausdruck findet sich wirklich!) die Polen die Marienburg behandelt hätten. Alle Verunstaltungen und Zerstörungen in dieser Zeit (bis zum Jahre 1772) werden vom Verfasser auf das Konto der Jesuiten und der Schweden geschoben, welch letztere „als Eroberer dreimal in Marienburg waren, unter Gustav Adolf, Karl Gustav und Karl XII., und mit diesem nach ihrer Gewohnheit schlecht umgingen und eine Art von Ruine schufen". Im Ganzen aber sei das Schloß in verhältnismäßig gutem Zustande im Jahre 1772 an Preußen übergegangen. Und

[1]) Sollte diese in Aussicht gestellte scheinbare Belohnung der angeblichen Loyalität Elbings nicht in Wirklichkeit dazu dienen, die so oft von polnischer Seite geforderte Verbreiterung des Korridors vorzubereiten?

[2]) Diese letzten drei Worte stehen im Original in deutscher Sprache!

[3]) Ganz abgesehen davon, daß aus diesen Sätzen ein überraschender Mangel an kunstgeschichtlicher Kenntnis und kunstgeschichtlichem Verständnis spricht, zeigen sie, daß der Verfasser in seinem maßlosen Haß gegen den Orden nicht einmal vor dessen Schutzheiligen halt macht und sich in geradezu blasphemischen Worten über deren Standbild äußert.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

nun verweilt der Verfasser mit sichtbarem Behagen bei der schlechten Behandlung, welche die Marienburg unter Friedrich d. Gr. und dessen beiden Nachfolgern erfahren hat, um dann ganz kurz die Wiederherstellungsarbeiten zu streifen, die in keiner Weise seinen Beifall finden. Großer Remter, Meisters Remter und der Kapitelsaal finden allenfalls noch Gnade vor seinen Augen und ebenso die Kapellen. Nur schmerzt es ihn, hier einen Feldaltar zu sehen, der angeblich einst den Ordensrittern durch die Polen abgenommen, durch die spätere Besitzerin, die Prinzessin Radziwill einem Hohenzollern zum Geschenk gemacht worden war.

Wie tendenziös die Ausführungen Srokowskis über die Marienburg sind, erkennt man, wenn man den nächsten Aufsatz, der über Frauenburg handelt (S. 154—161), zum Vergleiche heranzieht. Dieser Stadt, der er den Ehrentitel „Baltischer Wawel[1])" gibt, gehört die ganze Liebe des Verfassers. An den hier stehenden Bauwerken findet er alles, was er in Marienburg tadelnd vermißte. Kein Wunder, denn Frauenburg hat nach seiner Behauptung „unter den Fittichen des weißen Adlers" in Blüte gestanden und die noch vorhandenen Bauwerke sollen ein Beweis hierfür sein. Der Dom gehört für Srokowski zu dem „Typus polnischer Kirchen, wie sie in Krakau, Lemberg oder Wilna zu sehen sind" (S. 158). Überall begrüßt er polnische Namen, vor allem den „polnischen" Koppernikus[2]); überall „empfindet er die Allgegenwart des staatlich hier schon nicht mehr gegenwärtigen Polens". Um so eifriger wendet er sich gegen die angebliche Zerstörung polnischer Erinnerungen durch die heutigen Kirchenbehörden, gegen „die besondere Politik, alles das, was an Polen und polnische Verdienste erinnern könnte, nicht zu sehen". Urheber dieser Richtung sei Bischof Bludau, der „entschiedene Feind des Polentums". Aber diese Bestrebungen seien vergeblich, denn „wer tiefer gräbt, muß schließlich erkennen, daß auch hier im baltischen Norden wir ein verdienter Faktor für die Zivilisation waren, daß ohne uns dieser schöne Küstenwinkel düster und traurig erscheinen würde wie so viele andere Gegenden, wo Jahrhunderte lang unumstritten das Kreuzrittertum herrschte. — — — Man braucht nur das kleine Frauenburg mit der großen Hauptstadt Königsberg und ihrer ungeheuren Armut an Kunstwerken zu vergleichen um zu begreifen, in welcher Richtung die Gedanken unserer Vorfahren gingen, und in welcher die der preußischen Herrscher" (S. 161). Nicht genug damit, Frauenburg erinnert ihn daran, daß „ohne Hilfe Polens keine Rede davon wäre, daß sich der Katholizismus an der Ostsee erhalten hätte, der dort eine gewisse veredelnde Bedeutung hat, indem er sich wenigstens in der Theorie der Allgewalt der preußischen Staatsraison entgegenstellt" (S. 161).

Den nächsten Aufsatz, der über Allenstein handelt (S. 162—173), leitet der Verfasser mit folgenden für ihn so bezeichnenden Sätzen ein: „Das einzige deutsche Land, das während des Weltkrieges unmittelbar unter den Kriegshandlungen gelitten hat, war Ostpreußen. Die einrückenden Russen schonten Preußen nicht und zahlten mit gleicher Münze für die Verwüstungen, welche die Deutschen in dem verbündeten Belgien angerichtet hatten und wenn auch nur für die grausame Zerstörung des friedlichen Kalisch."

Über den Wiederaufbau Ostpreußens weiß er zu berichten, daß er ausgeführt worden sei „zum beträchtlichen Teile mit Materialien, welche in polnischen Gebieten requiriert und von dort weggeschafft worden waren".

Verfasser geht dann auf das Wirtschaftsleben Allensteins ein und betont das auffallend schnelle Anwachsen der Einwohnerzahl vor dem Weltkriege, eine Erscheinung, die er mit Recht in erster Linie auf den Bahnbau Berlin—Insterburg zurückführt. Ebenso richtig ist seine Beobachtung, daß Allenstein, wenn es in dem Vorkriegstempo weiter gewachsen wäre, im Jahre 1926 ungefähr

[1]) Der Wawel ist der Schloßberg von Krakau.

[2]) Von deutscher Seite ist einwandfrei die deutsche Abstammung des Koppernikus nachgewiesen worden. Vgl. Bender, G., Heimat und Volkstum der Familie Koppernigk, Breslau, 1920.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

60 000 Einwohner hätte haben müssen. Und auch den folgenden Satz kann man auf deutscher Seite Wort für Wort unterschreiben: „Indessen beträgt aber die gegenwärtige Einwohnerzahl ungefähr 40 000. An dem Bevölkerungszuwachs der Stadt wirkte sich also vollkommen klar die durch die neue polnische Grenze erfolgte Durchschneidung seiner Bindungen an das ehemalige preußische Hinterland aus."

Doch der Verfasser scheint bemerkt zu haben, daß er vom polnischen Standpunkte aus gesehen, sich in bedenklichen Argumentationen bewegt. Denn hiermit hat er sich ja vollkommen die deutsche These zu eigen gemacht, daß durch die infolge der Ziehung des Korridors erfolgte Durchschneidung der alten Bindungen der wirtschaftliche Austauschprozeß zwischen Ostpreußen, dem heutigen Korridor und den westlich davon gelegenen preußischen Gebieten unterbrochen worden ist und dadurch die gegenwärtigen Wirtschaftsnöte Ostpreußens entstanden sind. Und flugs hilft er sich aus der Verlegenheit durch einen Satz, der in höchst ungeschickter und unlogischer Weise das polnische Argument vorbringt: „Das Anwachsen der Einwohnerzahl Allensteins in der Zeit vor dem Kriege und die charakteristische Stagnation in dem Bevölkerungsprozeß der Stadt nach dem Kriege lehren jeden Unvoreingenommenen auch die Tatsache, welche gewaltige Blüte nicht nur diese Stadt, sondern auch ganz Ostpreußen zu erwarten hätte, wenn sie den heutigen Charakter einer Schranke, welche die südlich gelegenen polnischen Gebiete vom Meere abschneidet, verlören" (S. 165). Jetzt wird auf einmal der Gedanke der Zerschneidung in den der Abschneidung umgewandelt.

Auf die Abstimmung vom Jahre 1920 übergehend, meint Srokowski, daß eine freie Stimmabgabe ein anderes Resultat ergeben haben würde: „Die Ergebnisse der Volksabstimmung illustrieren übrigens gar nicht die Spannungsskala des nationalen Gefühls unter der polnischen Bevölkerung des Ermlandes, denn erst nach der Abstimmung, als Reaktion auf die deutschen Triumphe, hat man die Mehrzahl der jetzt so dicht im Lande verstreuten polnischen Gesellschaften begründet. Ebenfalls ist trotz dem fatalen Ergebnis der Abstimmung das polnische Presseorgan im Ermlande, die „Gazeta Olsztyńska", nicht zusammengebrochen, die schon seit 40 Jahren erscheinend ungeheuer zur Entwicklung der nationalen Gesinnung ihrer Leser beigetragen hat[1])".

Der äußerlich deutsche Charakter Allensteins dürfe den Beschauer nicht irre machen, denn „die Deutschen sind Spezialisten in der Kunst, das nationale Antlitz der Gebiete, die sie beherrschen, zu maskieren". So sei es vor dem Kriege in Posen, weniger in Gnesen und Hohensalza, auch gemacht worden. Allerdings wagt Srokowski nur zu behaupten, daß in Allenstein bestenfalls ein Zehntel der Bevölkerung Polen seien, „der Rest sind gebürtige Deutsche oder Renegaten"[2]) (S. 166).

Mit einer Charakteristik der Stadt Heilsberg schließt das Buch. Auch hier kann man die gleiche Tendenz wie in den Aufsätzen über Frauenburg und Braunsberg beobachten. Hier, wo es polnische Einflüsse zu entdecken oder festzustellen gilt, findet der Verfasser alles schön und ergeht sich in einer eingehenden Beschreibung der Bauwerke, die man in dem Aufsatz über die Marienburg vergeblich sucht.

Zum Schlusse kommt er zu der Feststellung: „Heilsberg hatte, obwohl es nie eine polnische Bevölkerung besaß, doch viele Verbindungen mit dem polnischen Geiste. Das Polentum gab ihm außerdem auch das, daß es, unter Wahrung der Züge einer deutschen Stadt, nicht zu einer Stätte preußischer Geistesverfassung mit ihrer bäuerlichen Primitivität und der räuberischen und kasernenmäßigen Exklusivität wurde. Heilsberg hat außerdem .... bei sich weder den Kult der Königin Luise, noch Bismarcks, noch vieler anderer Heroen des preußischen

[1]) Seit der Mitte dieses Jahres hat aber diese Zeitung ihr Erscheinen eingestellt.

[2]) Man möchte fragen, ob nach diesem Beispiel die vielen polnischen Bürger, welche deutsche Namen tragen, auch als Renegaten zu bezeichnen sind, etwa General Haller, Ministerpräsident Bartel u. a. m.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Olymps hervorgebracht" (S. 185). Und um diese Behauptungen zu erhärten, vergleicht Srokowski Heilsberg mit Memel, an dessen Standbild der Borussia er seinen ganzen Zorn ausläßt und dann meint: „Heilsberg mußten solche Emotionen und Verschönerungen erspart bleiben, denn der Pflug der Zivilisation hatte den Boden von Kunst und Leben schon zu tief durchpflügt. Freuen wir uns, daß wir vor allem diese Pflüger gewesen sind und daß, wenn irgendwo, so in Heilsberg, ähnlich übrigens wie in Frauenburg und Braunsberg, die von dem Deutschen verschrieene „polnische Wirtschaft" unverwischbare Spuren wirklicher Kulturarbeit hinterlassen hat" (S. 186).

Mit einem Resumé, das auf S. 187—189 die Ergebnisse des ersten Aufsatzes: „Die geographische Individualität Ostpreußens" in französischer Sprache zusammenfaßt, schließt das Buch.

[Prusy wschodnie. Kraj i ludzie. Warschau 1929. 191 S.]
(61)

Die Weichsel auf pommerellischem Gebiet.

In einem Artikel der Posener nationaldemokratischen Zeitung „Kurjer Poznański" wird über die Tätigkeit der polnischen Wasserbaubehörden Bericht erstattet. Einleitend wird bemerkt, der polnische Staat habe im Jahre 1920 schon eine infolge des Krieges vernachlässigte Weichsel übernommen, und es habe viel Mühe gemacht, die Weichsel in den Vorkriegszustand zu versetzen. Die Arbeit sei um so schwieriger gewesen, als die Akten der preußischen Weichselstrombauverwaltung bisher noch nicht an Polen abgegeben worden seien. Ebenso seien alle Bagger in den Besitz des Danziger Hafenausschusses übergegangen, von dem Polen sie nur leihweise habe erhalten können.

Aber trotzdem habe man sich sogleich „energisch an die Abstellung der Schäden" gemacht. Leider hätten aber das Hochwasser des Jahres 1924 und die hohen Wasserstände der Jahre 1925—1927 alle Ausbesserungsarbeiten unmöglich gemacht[1]). Erst im Jahre 1928[2]) habe man die notwendigsten Arbeiten vornehmen können, weil für längere Zeit niedriger Wasserstand vorhanden gewesen sei. Zu diesen Ausbesserungsarbeiten an den Buhnen und dgl. seien 263 000 cbm Faschinen und gegen 10 000 cbm Steine verwendet worden. Es seien nur noch zweitrangige Arbeiten zu erledigen, von denen man hoffe, daß sie im Laufe des Jahres 1929 fertiggestellt werden würden.

Aber abgesehen von diesen Konservierungsarbeiten habe die Wasserbaudirektion in Thorn das Projekt für eine neue Weichselregulierung ausgearbeitet, die preußische Regierung habe seiner Zeit die Weichselregulierung nur für Mittelwasser (1,50 m Thorner Pegel) durchgeführt. Jetzt aber habe die Thorner Direktion ein Regulierungsprojekt für Niedrig-Wasser (0 m Thorner Pegel) ausgearbeitet. Und im Ministerium der öffentlichen Arbeiten sei ein Gesetz in Vorbereitung, durch das die für diese Arbeiten nötigen Mittel (ungefähr eine halbe Million Zloty für den Stromkilometer Unterlauf der Weichsel) bereit gestellt werden sollten.

Im Folgenden muß der Verfasser selbst zugeben, daß die Ausführung dieses Projektes möglich sei, weil von der preußischen Regierung die erste Regulierung durchgeführt worden sei. Für das Gebiet der Weichsel innerhalb des ehemals russischen Teil-

[1]) Von der Glaubwürdigkeit dieser Entschuldigung dürfte der Artikelschreiber selbst wohl kaum überzeugt sein.

[2]) Also nach vollen 8 Jahren und sicherlich veranlaßt durch die wiederholten Klagen in der deutschen Presse.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

gebiets müsse zunächst einmal diese erste Regulierung durchgeführt werden[1]).

Für die zukünftigen Regulierungsarbeiten treffe die Wasserbaudirektion in Thorn jetzt ihre Vorbereitungen, indem sie ihren Geräte- und Materialienbestand beträchtlich vermehre und ihre Reparaturwerkstätten in Thorn und Dirschau und die Werft modernisiere und vergrößere. In nächster Zeit werde die Wasserbaudirektion Thorn drei Bagger vom Danziger Hafenausschuß erhalten, welche Polen aus dem ehemaligen deutschen Staatseigentum zugesprochen worden seien. Mit diesen Baggern werde man versuchsweise Vertiefungsarbeiten an den flacheren Stellen der Weichsel in Pommerellen vornehmen, um so eine Fahrtiefe von 1 m bei Niedrigwasser zu schaffen. Im Anschluß daran bemerkt der Verfasser trocken:

„Im Allgemeinen ist der Zustand der Schiffbarkeit des Weichsel-Unterlaufs der gleiche wie zur Zeit der ehemaligen preußischen Verwaltung."

Als Folge der mit den polnischen Hafenplänen in Dirschau in den Jahren 1926—28 unternommenen Baggerungen wird angegeben, daß zwischen Dirschau und der Danziger Grenze der Niedrigst-Wasserstand 1,90 m betrüge.

Der Verfasser schließt seinen Artikel mit folgenden Bemerkungen:

„Die Verbesserung der Schiffbarkeit des Unterlaufs der Weichsel ist eine dauernde Sorge der polnischen Verwaltung, welche in dieser Hinsicht alles tut, was die verhältnismäßig geringen für diesen Zweck bestimmten Mittel gestatten. Deshalb sind auch die Vorwürfe der deutschen Presse ungerecht, welche in den Jahren, die für die Ausbesserungsarbeiten ungünstig waren, in bissiger Weise auf die angebliche Vernachlässigung der pommerellischen Weichsel unter der polnischen Herrschaft hinwies. Die Wahrheit sieht anders aus: Erst die polnische Verwaltung unternahm Schritte, um die Regulierungsarbeiten der Weichsel den örtlichen Schiffahrtsbedürfnissen anzupassen. Nach der Ausführung der vorliegenden Projekte[2]) wird die Weichsel den Charakter erhalten, den ihr die Teilungsmächte (poln. zaborcy) nahmen: den eines natürlichen Wasserlaufs, der Polen mit dem Meere verknüpft."

[„Gospodarka na Wiśle pomorskiej" in „Kurjer Poznański", Nr. 273 (15. VI. 1929), S. 11.] **(55)**

Die Bedeutung des Verkehrs über die eigenen (polnischen) Häfen für die Zahlungsbilanz.

Im Januar-Heft der „Flota Narodowa" (der Zeitschrift des „Nationalen Flotten-Komitees") erörtert B. Nagórski[3]) die

[1]) Es würde daher eigentlich näher liegen, wenn die polnische Strombauverwaltung zunächst sich darauf beschränkte, den guten Zustand, in dem sich der Unterlauf der Weichsel zu preußischer Zeit befunden hat, wiederherzustellen und ihre übrige Energie und die dann noch verbleibenden Geldmittel dazu benutzte, um den ehemals zum russischen Teilgebiet gehörenden Mittellauf der Weichsel auf den preußischen Stand — also Regulierung für Mittelwasser — zu bringen. Denn so lange dieser Teil der Weichsel in seinem verwilderten Zustande bleibt, muß jede Regulierung des Unterlaufes letzten Endes zwecklos bleiben. Es scheint aber, daß diese hochtrabenden Projekte nur dazu dienen sollen, um die preußische Regierung — auf dem Papier — noch zu übertrumpfen und dem Auslande Sand in die Augen zu streuen.

[2]) Hier erhebt sich die Frage: wann? Und bis dahin bleiben die Schlußsätze leere Phrasen, die nur dazu dienen sollen, den gegenwärtigen kläglichen Zustand der ehemals preußischen Weichsel zu verschleiern.

[3]) Es ist wahrscheinlich, daß der Verfasser identisch ist mit dem von polnischer Seite präsentierten Direktor Nagórski beim Danziger Hafenausschuß. Dafür würde auch die sehr zurückhaltende Art der Ausführungen sprechen, typisch heißt es auch immer „Danzig und Gdingen", nicht umgekehrt!

Möglichkeit, — die polnische Zahlungsbilanz durch Steigerung des Umschlags in Danzig und Gdingen günstig zu beeinflussen.

Wie üblich, steht auch hier eingangs die (wohl nicht ganz berechtigte) Bemerkung, „leider ist auf diesem Gebiete in Polen noch sehr wenig getan worden". In einer ganzen Reihe von Handelszweigen verfüge der polnische Kaufmann noch nicht über unmittelbare Handelsbeziehungen mit dem Auslande, sondern bediene sich der Vermittlung fremder[1]) Kaufleute. Und diese hätten kein Interesse daran, den Ex- oder Import über Danzig zu leiten, sondern „im Gegenteil fürchten sie mit Recht, daß mit der Ablenkung des See-Im- oder Exports nach den eigenen Häfen, die einheimische Kaufmannschaft sich sehr schnell von ihrer kostspieligen Vermittlung befreien würde und daß in diesen Häfen allmählich starke polnische oder Danziger Firmen, in deren Hände dieser Handelszweig überginge, entstehen würden."

Ohne auf die reinen Handelsfragen einzugehen, will der Verfasser nun zeigen, welche ungünstigen Folgen für die Zahlungsbilanz der bestehende Zustand gehabt habe. 1926 habe nach amtlichen deutschen Statistiken der Verkehr von Polen nach den Häfen Hamburg, Bremen, Stettin und Königsberg 4 849 000 to, davon Kohle 4 072 000 to[2]), betragen. Bezüglich des Restes von rund 800 000 to meint Verfasser, diese Zahl müsse auf 1 200 000 to erhöht werden, da wegen der Umladungen usw. an der Grenze ein großer Teil der Waren nicht erfaßt worden sei. Für die Beförderung dieser Gütermengen seien insgesamt gezählt worden:

Für die Kohle Fracht		66	Millionen Rmk.
„ „ „ Spedition usw.	rd.	8	„ „
„ übrige Güter Fracht	rd.	24	„ „
„ „ „ Spedition usw.	rd.	5	„ „
insgesamt		103	Millionen Rmk.

Für das Jahr 1927 seien die Kohlentransporte nach Deutschland wegen der relativ hohen deutschen Tarife vollkommen eingestellt worden, die Beförderung anderer Güter (im Transitwege) habe sich wahrscheinlich sogar noch gesteigert, da der Import nach Polen im allgemeinen gestiegen sei. Das Gleiche dürfte auch für 1928 zutreffen.

Zum Schluß seiner Ausführungen bemerkt der Verfasser allerdings, daß die Ableitung aller Güter von und nach Polen zu den polnischen Häfen hin „offensichtlich keine einfache Sache" sei, „in gewissen Einzelfällen könne es sich sogar als unmöglich erweisen." Immerhin ließe sich doch der größte Teil des Im- und Exports nicht nur ohne Schaden, sondern sogar zum Vorteil Polens in den polnischen Häfen umschlagen. Zur Erreichung dieses Zieles sei allerdings erforderlich „einerseits der bewußte und konsequente Wille der polnischen Industrie und des Handels, andererseits eine noch weitergehende Aktion der polnischen Regierung als bisher, die zum Ausdruck kommen soll in der Begünstigung aller Transporte (sowohl für den Im- als auch für den Export), die über Danzig und Gdingen geleitet werden, bezüglich der Eisenbahntarife, vielleicht sogar bezüglich des Zolls".

[Nagórski, B.: „Znaczenie komunikacji przez własne porty dla bilansu płatniczego"; in: „Flota Narodowa", Nr. 1" (Januar 1929), Seite 6/7.] **(58)**

Der Hafen an der Düna.[3])

Die in Wilna erscheinende Zeitung „Kurjer Wileński" nimmt die augenblickliche Stockung im Bau der Eisenbahnlinie Woropajewo—Druja zum Anlaß, um einen Appell an die Regierung wegen des Ausbaus des Hafens von Druja zu richten. Die Bewohner des Wilnagebiets seien auf das höchste an der Schiffahrt auf der Düna interessiert., die aber nur betrieben werden könne, wenn es Umlademöglichkeiten gebe.

[1]) Gemeint sind in erster Linie die deutschen Kaufleute.
[2]) Wegen des englischen Bergarbeiterstreiks! (Red.)
[3]) Vgl. „Ostland-Berichte", Jhg. II, S. 183 f.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Vor dem Kriege sei die Düna für das Wilnagebiet eine erstklassige Wasserverbindung mit Riga gewesen. Unabhängig von der Eisenbahnlinie Orel—Dünaburg, die auf der Strecke Witebsk—Dünaburg nahe an der Düna vorbeiführte, habe man nicht nur auf der Düna Holz geflößt, sondern auch auf einer Art Weichselkähnen, den sog. „Laiben", Getreide, Spiritus, Leder und Flachs nach Riga geschafft, und dieser Transport sei natürlich billiger als der mit der Eisenbahn gewesen. Von Witebsk seien über Połock, Dryśa, Dińa und Druja nach Dünaburg und weiter abwärts diese Flußkähne mit 70—80 Tonnen Ladefähigkeit gegangen.

Jetzt sei dieser Wasserweg wegen der Sperrung des Njemen durch Litauen zu ganz besonderer Bedeutung gelangt, da er nicht für die dem Flusse zunächst gelegenen Gebiete in Betracht komme, sondern für das ganze nordöstliche Gebiet Polens. Der Düna-Wasserweg könne den über den Njemen nicht ersetzen, aber er könne zum mindesten Abhilfe schaffen. Njemen und der Hafen von Libau würden immer ihre erstklassige Bedeutung für Polen gegenüber Riga behalten. Der gegebene Ort für einen Flußhafen an der Düna sei Druja, besonders wenn es durch eine Vollbahn mit Woropajewo verbunden sei, was man bald erhoffe. „Mit Recht hat man bemerkt, daß unser Druja unser Gdingen ist."

Bedenklich sei, daß der Bahnbau Woropajewo—Druja aus Ersparnisrücksichten vorübergehend eingestellt sei. Aber diese Tatsache dürfe dadurch nicht noch verschlimmert werden, daß man auch die Hafenbauten in Druja anhalte. Denn auch unter den jetzigen Verkehrsverhältnissen könne der Druja-Hafen von Wichtigkeit sein. Es sei lächerlich, wenn man die Bedeutung des Hafens von Druja mit Gdingen vergleichen wollte, aber der Druja-Hafen habe für das Wilna-Gebiet eine erstklassige wirtschaftliche Bedeutung.

[„Kurjer Wileński" Nr. 121 (29. V. 1929.)] **(60)**

Gdingen und Galatz.

Unter diesem Titel bringt die Krakauer Zeitung „Czas" weitausblickende Betrachtungen über die zukünftige Stellung Polens im osteuropäischen Verkehr.

Bisher habe Polen immer als das Durchgangsland nach Rußland gegolten. Dies habe seine Vorteile, da Polen tatsächlich die längste Landgrenze mit Rußland habe und dadurch in den Stand gesetzt sei, mit Rußland unmittelbaren Landhandel zu treiben, wogegen der Zugang zu Rußland über die Ostsee wegen der Vereisung der Häfen für mehrere Monate des Jahres erschwert sei und der Zugang über das Schwarze Meer wegen der größeren Entfernung benachteiligt sei. Polen habe auf diese Weise „im gewissen Sinne ein Verkehrsmonopol, das sogar wirtschaftlich und finanziell sehr kräftige westliche Faktoren dazu bewegen wird, uns zur Mitarbeit heranzuziehen".

Umgekehrt sei dieser Zustand aber auch für Polen schädlich, denn er verleite den früheren Nachbarn Rußlands, eben Deutschland, dazu, sich einen unmittelbaren Weg nach Rußland, mit Umgehung Polens, zu suchen, oder sich diesen Weg zum Schaden Polens zu bahnen.

„Daher stammen die Bestrebungen, uns Pommerellen abzunehmen, die Unterstützung der Aspirationen Litauens auf Wilna."

Polen muß, um dieser Gefahrlage zu entgehen, nach Meinung des anonymen Verfassers alle Möglichkeiten seiner geographischen Lage ausnutzen und daher auch seine Stellung zwischen Norden und Süden. Zwar seien diese Zugänge nach beiden Richtungen durch die Bestimmungen der Friedensverträge keineswegs befriedigend gelöst. Der frühere Plan, das oberschlesische Kohlengebiet zu einem großen Verkehrsknotenpunkt zu machen, verbiete sich dadurch, daß dieses Gebiet nur auf Kanonenschußweite von der deutschen Grenze entfernt liege. Es müsse eine große Transitlinie von der Adria und Wien nicht nur in Richtung auf Danzig und Gdingen, sondern auch zu den baltischen Staaten, Zentral-Rußland und zu der Ukraine geschaffen werden.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Diese Bahnstrecke werde um so größere Bedeutung haben, wenn es gelinge, mit ihr eine andere von Süden nach Norden führende zu verbinden, und zwar eine Linie von Jugoslavien und Ungarn durch die östliche Slovakei zum natürlichen Endpunkt dieser Linie, eben Krakau. Diese Linie fehle heute noch. Wenn man die im Flußtal der Waag auf Bogumin zugehende Strecke benutze, so gebe man sich in die Hände der Tschechen und laufe Gefahr, daß der Verkehr von Bogumin über Breslau nach den deutschen Häfen gelenkt werde.

„Nur eine Ablenkung dieser Linie östlich von der Tatra via Krakau kann sie mit den Häfen und Verkehrszentren Polens verbinden."

Verhältnismäßig am besten sei noch im Süden die Verbindung Polens mit dem Schwarzen Meer, und zwar dank der Linie Lemberg—Czernowitz, und dank dem Hafen in Galatz, in welchem Polen auf Grund seiner Verträge mit Rumänien eine Freihafenzone besitze. Aber diese Linie sei noch lange nicht genug ausgenutzt, zum Teil deshalb, weil die Verbindung Lemberg—Warschau noch abgekürzt werden müsse und verbesserungsbedürftig sei. Erst wenn dies geschehen sei, „wird man an eine große Magistrale denken können, welche Galatz mit Gdingen und Danzig verbindet; das Schwarze Meer mit der Ostsee. Die Linie würde um so größere Bedeutung haben, wenn es gelänge, ihr von Lemberg oder Warschau aus einen Anschluß an die baltischen Häfen, vor allem Memel, zu verschaffen und im Gefolge damit die Verbindung mit Riga und den weiteren nordischen Häfen zu verbessern."

„Die Verbesserung bzw. Schaffung großer Wirtschaftsverdor mit allen schweren Folgeerscheinungen bietet, zu einem Transitland zwischen Osten und Westen, das eine Art Korridor mit allen schweren Folgeerscheinungen bietet, zu einem Wegeknotenpunkt von gesamteuropäischer Bedeutung machen, dessen Hauptzentralpunkte Warschau und nach ihm Krakau und Lemberg wären".

Krakau habe entgegen allen in Polen verbreiteten Klagen seine alte Bedeutung keineswegs verloren: „Krakau liegt an dem allerkürzesten Wege, der aus den reichsten Gebieten Deutschlands, der Tschechoslowakei und Österreichs nach der reichen Ukraine und Südrußland führt, und die Natur selbst befiehlt die Scheidung dieser Linie in Krakau durch eine zweite große Linie, die von den Karpathen zur Ostsee geht".

„Die Schaffung dieses großen Wegeknotenpunktes in Polen hat nicht nur wirtschaftliche Bedeutung als Quelle für beträchtliche Einnahmen, sondern auch eine ungeheure politische Bedeutung. Durch das Vorhandensein dieses Knotenpunktes wird eine ganze Reihe unserer näheren und ferneren Nachbarn im Norden und im Süden, ja sogar von Staaten in Nordwesteuropa an der Sicherheit und dem Frieden unserer Kommunikationswege interessiert und jede Antastung des bestehenden status quo werden sie grundsätzlich als ein unerwünschtes Moment vom Gesichtspunkte des normalen Ablaufs ihres Wirtschaftslebens ansehen. Schon das allein muß die allgemeine Sicherheit Polens verstärken und diese Sicherheit nicht nur für uns, sondern auch für einen beträchtlichen Teil Europas notwendig machen."

Dieses ganze Programm könne natürlich nicht auf einmal verwirklicht werden. Das Wichtigste sei zunächst „die Verbindung zwischen Galatz und Gdingen eventuell Danzig[1]), ebensosehr deswegen, weil die in Betracht kommenden Linien sich in unseren und den Händen Rumäniens befinden, als auch mit Rücksicht auf den Ausbau Gdingens[1])."

Ebenso wichtig sei es, daran zu denken, den zweiten Weg von Süden nach Norden wieder herzustellen, der eingegangen sei. Und zwar handle es sich um die Verbindung Jugoslaviens und Ungarns mit der Ostsee, d. h. Belgrads und Budapests mit Gdingen und Danzig; die Hinwegschaffung der Schwierigkeiten, welche sich diesen Linien jetzt noch in dem slovakischen Korridor auf der Linie Koszyce—Orlow in den Weg stellen, müßte möglich sein.

[„Czas" Nr. 136 (17. VI. 1929.)] **(57)**

[1]) Von uns gesperrt. (Red.)

Für die Herausgabe verantwortlich: Dr. W. Recke in Danzig.

Druck von W. F. Burau, Danzig.